

baccara

Heiße Leidenschaft



SARAH M. ANDERSON

Ein Fall von Liebe

Sarah M. Anderson
Ein Fall von Liebe

Redaktion und Verlag:

Postfach 301161, 20304 Hamburg

Telefon: 040/60 09 09-361

Fax: 040/60 09 09-469

E-Mail: info@cora.de

CORA
Verlag

Geschäftsführung: Thomas Beckmann
Redaktionsleitung: Claudia Wuttke (v. i. S. d. P.)
Produktion: Christel Borges
Grafik: Deborah Kuschel (Art Director), Birgit Tonn,
Marina Grothues (Foto)

© 2011 by Sarah M. Anderson

Originaltitel: „A Man of his Word“

erschienen bei: Harlequin Enterprises Ltd., Toronto

in der Reihe: DESIRE

Published by arrangement with HARLEQUIN ENTERPRISES II B.V./S.à.r.l.

© Deutsche Erstausgabe in der Reihe BACCARA

Band 1767 - 2013 by Harlequin Enterprises GmbH, Hamburg

Übersetzung: Charlotte Gatow

Fotos: Harlequin Books S.A.

Veröffentlicht im ePub Format in 04/2013 – die elektronische Ausgabe stimmt mit der Printversion überein.

eBook-Produktion: [GGP Media GmbH](http://www.ggp-media.de), Pößneck

ISBN 978-3-95446-635-1

Alle Rechte, einschließlich des vollständigen oder auszugsweisen Nachdrucks in jeglicher Form, sind vorbehalten.

CORA-Romane dürfen nicht verliehen oder zum gewerbsmäßigen Umtausch verwendet werden. Sämtliche Personen dieser Ausgabe sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig.

Weitere Roman-Reihen im CORA Verlag:

BIANCA, JULIA, ROMANA, HISTORICAL, MYSTERY, TIFFANY, STURM DER LIEBE

CORA Leser- und Nachbestellservice

Haben Sie Fragen? Rufen Sie uns an! Sie erreichen den CORA Leserservice montags bis freitags von 8.00 bis 19.00 Uhr:

CORA Leserservice

Telefon

01805 / 63 63 65*

Postfach 1455

Fax

07131 / 27 72 31

74004 Heilbronn

E-Mail

Kundenservice@cora.de

* 14 Cent/Min. aus dem Festnetz der Deutschen Telekom, abweichende Preise aus dem Mobilfunknetz

www.cora.de

1. KAPITEL

Dan Armstrong hatte auf dem Ausritt seinen handgefertigten Revolver mitgenommen, obwohl er nicht glaubte, dass er ihn brauchen würde.

Normalerweise war er ohne Waffe unterwegs, aber sein Onkel hatte ihm geraten, sie mitzunehmen, wenn er allein unterwegs war. Es hatte Jahre gedauert, bis Dans Onkel sich um das Wohlergehen seines Neffen scherte. Doch Dan hörte auf ihn, denn jetzt war er froh darüber.

Etwas an diesem Wald schien aus einer anderen Zeit zu stammen. Aus dem Dakota des Wilden Westens vielleicht. Dans Anwesen in der Nähe von Fort Worth war ein Juwel, aber in Nordtexas gab es weder solche Pinien noch solche verwitterten Sandsteinfelsen, die sich mit diesen hier am Dakota vergleichen ließen.

Es war traurig, wie sehr sich das alles verändern würde, wenn die Pläne der Gesellschaft erst verwirklicht wurden. Dans Onkel Cecil Armstrong, der an Dans Geschäften zur Hälfte beteiligt war, plante, eine Schneise durch den Wald zu schlagen, bevor er ein Stück weiter von hier einen Damm bauen wollte. Warum sollte man auf das Recht verzichten, Holz zu schlagen, hatte Cecil gesagt. Das klang irgendwie einleuchtend, und Dan hatte keine Lust, mit Cecil zu streiten. Dennoch fand er es schade, dass es diesen Wald bald nicht mehr geben würde.

Er war sicher, dass die Gegend hundert Jahre zuvor, als Indianer und Cowboys hier durchgezogen waren, genauso ausgesehen hatte. Wenn er die Augen schloss, konnte er das Kriegsgeheul und das Hufgeklapper regelrecht hören.

Er drehte sich im Sattel um und kniff die Augen zusammen, als er in die Nachmittagssonne blickte. Er hörte tatsächlich das Geklapper sich nähernder Hufe.

Das Geräusch verklang, als er sich bewegte, und nachdem er den Stetson heruntergezogen hatte, um besser sehen zu können, erblickte er nichts weiter als eine Staubwolke ein paar Hundert Meter weit entfernt.

Dan griff nach seinem Revolver. Die vernickelte Waffe konnte zwar nur sechs Schüsse abgeben, aber er hatte damals genau dieses Modell haben wollen.

Mit der Hand am Revolver wartete Dan gespannt. Inmitten der Staubwolke war ein Umriss zu erkennen. Dan blinzelte. Aber das änderte nichts an dem, was er sah. Also schüttelte er den Kopf. Was auch nichts änderte.

Eine Häuptlingstochter saß auf einem gescheckten Pferd. Ihr Haar war offen und wehte im Wind. Was, um Himmels willen, war das?

Ihr Pferd kam einen Schritt näher. Sie trug ein altmodisches, schlichtes Kleid aus Rehhaut. Offenbar beherrschte sie ihr Pferd auch ohne Sattel und Steigbügel perfekt. Sie hatte einfache Mokassins an. Der Kopf ihres Pferdes war mit roter Farbe beschmiert. War das etwa Kriegsbemalung?

Geschah das hier gerade wirklich? Sie wirkte wie aus einer anderen Zeit. In den vergangenen drei Tagen hatte Dan einige Lakota-Indianer getroffen, aber keiner von ihnen hatte so ausgesehen.

Und keiner von ihnen hatte ihn so angeschaut, wie sie es tat.

Eine Hand hielt die Zügel, die andere lag entspannt auf einem ihrer Beine. Sie neigte den Kopf und ließ ihr schwarzes Haar zur Seite gleiten. Sie sah atemberaubend aus.

Dans Herz schlug langsamer. Er nahm die Hand vom Revolver. Diese Frau war ganz und gar nicht das, was er erwartet hatte. Cecil hatte ihn vor den Lakota gewarnt. Sie seien faul und ständig betrunken. Auf diese Frau traf das nicht zu. Ihre stolze Haltung und die Art, wie sie ihn musterte, sprachen Bände. Er hatte noch nie eine so schöne Frau gesehen. Als sie sich nach vorn lehnte, konnte er einen Blick auf ihre Brüste werfen. Sein Puls stieg. Was war bloß los mit ihm?

Die Häuptlingstochter lächelte ihm zu. Er konnte den Ausdruck ihres Gesichts auf die Entfernung nicht erkennen, er sah nur das breite Lächeln und die weißen Zähne. Im selben Moment begann sie sich zu bewegen. Ihr Pferd schoss nach vorn, während sie eine Hand hob. Im selben Moment ließ eine Explosion seinen Stetson davonfliegen.

Sein Pferd machte einen Satz zur Seite und buckelte. Dan verlor die Frau aus den Augen, während er überlegte, ob er ihr hinterherreiten oder in Deckung gehen sollte. Die Explosion hatte wie ein Schuss geklungen.

Als er seinen Hengst wieder unter Kontrolle hatte, war die Frau verschwunden. Dan dachte nicht nach, sondern handelte instinktiv. Er stieß seinem Pferd die Sporen in die Seiten und folgte dem Pfad, den er heraufgekommen war. Vollgepumpt mit Adrenalin, ritt er in den Wald. Schön oder hässlich, niemand schoss ungestraft auf ihn. Niemand.

Er hörte das Geräusch eines Körpers, der links von ihm durch das Unterholz brach. Offenbar mied die Indianerin den Pfad. Dan blinzelte, um seine Augen an das Dämmerlicht zu gewöhnen. Ein Stück vor sich sah er etwas Weißes.

Je schneller er vorankam, desto wütender wurde er. Im Ölgeschäft, in dem er tätig war, gab es eine Menge zwielichtiger Gestalten, aber noch nie hatte jemand auf ihn geschossen. Er hatte keine Feinde, weil er sich keine machte. Dan war ein erfolgreicher Geschäftsmann, kein Revolverheld. Sein Wort zählte, für den Rest hatte er einen Anwalt.

Wieder sah er etwas Weißes aufblitzen.

Ein Tier mit einem weißen Schwanz floh vor ihm.

Fluchend hielt Dan seinen Hengst Smokey an und dachte über das nach, was geschehen war. Vielleicht war gar nichts passiert. Menschen hörten manchmal Geräusche, die gar nicht existierten, oder? Aber dann erinnerte er sich an seinen Hut. In dem Durcheinander war er verschwunden. Egal, was eben passiert war, er würde seinen Hut nicht zurücklassen. Er mochte seinen Hut. Er saß perfekt. Langsam ritt er zurück, bis er den Stetson sah. Dan stieg ab, um ihn aufzuheben.

Sein Magen zog sich schmerzhaft zusammen. Der Hut hatte ein Loch in der Stirnseite.

Sie hatte auf ihn geschossen. Diese wunderschöne Frau hatte auf ihn gezielt.

Jemand schuldete ihm eine Erklärung.

Dan war noch immer wütend, als er bei der Ranch ankam. Aus irgendwelchen verrückten Gründen hatte Dans Onkel beschlossen, die Wasserversorgung von Armstrong Holdings in einem dieser großen Häuser unterzubringen, die irgendein Rinderbaron in den 1880er-Jahren hatte bauen lassen.

Es war ein schönes dreistöckiges Haus voller Schnitzereien und Buntglasfenstern auf einem riesigen Gelände, aber als Hauptquartier nicht besonders gut geeignet. Warum Cecil irgendwo im Niemandsland zwischen der Hauptstadt und der Grenze nach Iowa kampierte statt in seinem kleinen Büro in Sioux Falls, war Dan schleierhaft. Es schien, als wolle sich der alte Mann verstecken.

Als leitender Geschäftsführer von Armstrong Holdings, dem Familienbetrieb, den Dans Vater

vierzig Jahre zuvor gemeinsam mit seinem Bruder Cecil gegründet hatte, gehörte Dan die Hälfte dieses Hauses. Ihm gehörten auch die Hälfte der Wasserrechte am Dakota und die Hälfte des Tales, in dem jemand versucht hatte, ihn zu erschießen. Theoretisch war er ein gleichberechtigter Partner in diesem Unternehmen, seit er mit einundzwanzig Jahren die Ölabteilung in Texas von seiner Mutter übernommen hatte.

Er würde nicht zulassen, dass Cecil das Unternehmen kaputtmachte, für das er, Dan, so hart gearbeitet hatte.

In der vergangenen Woche hatte Cecil ihn angerufen und angeordnet, er solle alles in Texas stehen und liegen lassen und sofort nach South Dakota kommen. Cecil hatte Probleme mit dem Damm, den er seit fünf Jahren zu bauen versuchte. Er hatte damit gedroht, dass Armstrong Holdings nicht nur Milliarden von Dollar verlieren würde, sondern auch die Verträge mit der Regierung, wenn Dan seinen Hintern nicht sofort ins nächste Flugzeug bewegte.

Dan hasste es, dass andere glaubten, er ließe sich von Cecil herumschubsen. Aber Cecils Problem mit dem Damm war eine perfekte Gelegenheit, sich umzusehen und herauszufinden, woher die finanziellen Unregelmäßigkeiten in Cecils Berichten stammten. Er wusste zwar nicht, wonach er suchen sollte, aber ihm war klar, dass er es nicht in Texas finden würde. Er musste seinen Onkel noch so lange ertragen, bis er ihn als Hauptgeschäftsführer absetzen konnte.

Dan erinnerte sich, dass Cecil ihn vor den örtlichen Indianern gewarnt hatte. Es gab irgendwelche Probleme mit ihnen. Allerdings hatte Dan nicht geahnt, dass diese Probleme eine kugelsichere Weste erforderten.

Das Ranchhaus sah im Licht des Spätnachmittages noch Unheil verkündender aus als sonst. Der eiserne Zaun wirkte, als solle er bewaffnete Angreifer aufhalten. Dan stürmte so forsch zur Tür herein, dass die Haushälterin aufsprang.

„Ist alles in Ordnung, Señor Armstrong?“ Marias mexikanischer Akzent war das Einzige in diesem Haus, das ihn an Texas erinnerte.

Dan verlangsamte seine Schritte. Soweit er wusste, behandelte Cecil die Frau schlecht. Grund genug, freundlich zu ihr zu sein. Seine Angestellten nett zu behandeln hatte sich in der Vergangenheit als nützlich erwiesen, vor allem wenn man Informationen brauchte. Dans Mutter hatte immer gesagt, man brauche Honig, um Fliegen zu fangen, und gerade jetzt gab es eine Menge Fliegen, die ihn nervten. „Maria“, sagte er und nahm seinen Hut ab. Sie errötete. „Habt ihr hier Ärger?“

Das Rot ihrer Wangen wurde noch intensiver, als sie auf den Boden schaute. Dan nahm an, dass Maria dreißig Jahre zuvor ein echter Hingucker gewesen war. Er wollte sie nicht in Verlegenheit bringen, aber Frauen zu schmeicheln war seine zweite Natur. „Ärger, Señor?“

„Ärger mit den Eingeborenen?“ Maria sah ratlos aus, deshalb versuchte es Dan noch einmal. „Ärger mit den Indianern?“ Es hörte sich irgendwie falsch an, so als lebten sie im Jahr 1880. Er räusperte sich und zeigte ihr den Hut.

Maria schaut auf das Loch und auf Dans Kopf. „*Dios mi!* Nein, *Señor!* Diese Art von Ärger haben wir nicht.“

Verdammt. Dan konnte sich gut in Menschen hineinversetzen, vor allem in Frauen. Maria sagte die Wahrheit.

„Sie werden mir sagen, wenn Sie von so etwas hören, nicht wahr?“ Aufmunternd lächelte er sie an.

Sie nickte, während sie sich in Richtung Küche bewegte. „*Si, Señor.*“

Zufrieden ging er zum Büro seines Onkels. Früher war der Raum wohl das Esszimmer gewesen. Jetzt war es mit allem vollgestopft, was man brauchte, um ein Unternehmen am Laufen zu halten. In Texas war Cecil ein skrupelloser Geschäftsmann gewesen, zeitweise hatte er fast das Monopol an texanischem Öl gehalten.

Cecil war schlau. Als die Rede davon war, dass die fossilen Energievorräte begrenzt waren, hatte er schon in alternative Energieformen wie Wasserkraft zu investieren begonnen. Deshalb war er nach South Dakota gekommen. Die Wasserrechte waren hier billig, und das Potenzial war groß. Armstrong Hydro war nach und nach nicht nur der größte, sondern auch der einzige Anbieter auf diesem Gebiet geworden.

Dan hatte Cecil noch nie gemocht. Aber Familie war nun mal Familie. Cecil und Dan waren durch ihr Blut und durch gemeinsame Geschäfte aneinander gebunden. Dan konnte den alten Mann nur loswerden, wenn er etwas fand, das den Vorstand überzeugte, ihn an die Luft zu setzen. Ohne anzuklopfen, platzte er in Cecils Büro.

„Was gibt's?“, fragte Cecil. Er blickte nicht von dem Bericht auf, den er las. Der alte Mann trug noch denselben Schnurrbart wie in den Fünfigern. Das Einzige, was sich in den vergangenen fünf Jahren geändert hatte, war, dass Cecil sich nun auch einen Backenbart stehen ließ, der ihn irgendwie wie das Böse selbst aussehen ließ. Der einzige Beleg, dass Cecil lachen konnte, war ein Foto, das ihn und Dans Vater vor ihrem ersten Ölbohrturm zeigte. Seinen Neffen Dan hatte er noch kein einziges Mal angelächelt.

Dan warf seinen Hut auf den Schreibtisch. Er landete direkt vor Cecils Nase. „Eine Frau hat auf mich geschossen.“

Cecil schien den Hut und das Loch darin einen Moment lang zu studieren. „Hast du sie gekriegt?“ Er schien nicht besonders beunruhigt zu sein.

„Nein. Sie ist mir entwischt.“

Cecil zog einen Mundwinkel hoch. „Du hast *ein Mädchen* entwischen lassen?“

Er musste sich nicht rechtfertigen. Cecil hatte ihm gesagt, er solle den Revolver mitnehmen. „Danke für die Warnung.“

„Bist du sicher, dass es ein Mädchen war?“

Dan dachte an die langen Beine, das schwarze Haar und das Lächeln. Mädchen? Nein. Frau? Ja, zum Teufel. „Ganz sicher.“

„Niemand hat *sie* bisher draußen gesehen.“ Cecil hatte nicht gewusst, dass diese Frau da draußen war? „Wenn es diese Querulantin ist, dann hat sie mehr als ein Mal die Arbeit der Ingenieure sabotiert.“

Er hatte von den Schwierigkeiten auf dem Gelände gehört. Cecil hielt es offenbar für überflüssig, dem Vorstand etwas über die Angriffe einer Ökoaktivistin zu erzählen. Noch etwas, das er vor ihnen verbarg. Was hielt er wohl sonst noch geheim?

Dan hatte schon früher mit Ökoaktivisten zu tun gehabt. Die „Befreier der Erde“ – kurz „BdE“ – hatten mehrere von Dans Bohrtürmen niedergebrannt, bevor Dan sie stoppen konnte. Aber nicht mal die BdE hatten ihre Aktionen bei Tageslicht durchgezogen. Sie agierten nachts und zerstörten Sachen. Menschen hatten sie nie angegriffen. Er wusste also, wie er mit Ökoaktivisten umzugehen hatte.

Allerdings hatte er keine Ahnung, was er mit einer indianischen Prinzessin tun sollte.

Ohne zu zögern, warf Cecil den Hut zu Dan herüber und nahm ein Blatt Papier von einem Stapel. „Ich habe einen neuen Auftrag für dich.“

Dan biss die Zähne zusammen. Ein *Auftrag*. Cecil behandelte Dan so, als sei er sein Untergebener und nicht ein gleichberechtigter Partner. Als gäbe dieser kleine Selbstbetrug dem alten Mann die alleinige Kontrolle über das Unternehmen. „Wird dabei wieder jemand auf mich schießen?“

Cecil überhörte den Kommentar. „Ich schicke dich zu einem Treffen mit den Indianern. Du bist besser im Reden.“

Das ist maßlos untertrieben, dachte Dan. Cecil redete nicht, Cecil befahl.

„Es ist eine Horde von Idioten. Sie glauben, sie bekommen eine gerichtliche Anordnung durch wegen des Damms und der Wasserrechte, die mir gehören.“

„Die *uns* gehören. Hast du keine Anwälte? Wozu brauchst du mich?“

„Die Anwältin des Stamms ist eine echte Granate. Rosebud Donnelly. Sie hat drei von meinen Anwälten zum Frühstück verspeist.“ Cecil spuckte die Worte verächtlich aus.

Rosebud? Wie in dem Film, den seine Mutter so sehr geliebt hatte? Das konnte nicht sein. Trotzdem empfand Dan ein wenig Bewunderung für sie. Wer in der Lage war, seinen Onkel festzunageln, den sollte man ernst nehmen. „Und?“

Cecil musterte Dan mit den Augen eines knallharten Geschäftsmanns. „Du bist attraktiv, Junge. Du kannst gut mit Frauen umgehen.“

Dan erstarrte. *Junge*. Er hasste es, wenn Cecil ihn so nannte. Er war ganz gewiss nicht Cecils Junge!

„Du bist auch mit diesen Verrückten von BdE in Texas klargekommen. Das hier ist dasselbe. Nur dass sie eine Frau ist.“

Dan räusperte sich. „Was soll ich tun? Sie so heiß machen, dass sie vergisst, uns zu verklagen?“ Jetzt erstarrte Cecil. *Wir*, dachte Dan. Das ist auch meine Firma.

„Ich will nur, dass du sie ein bisschen ablenkst. Falls du zufälligerweise ihre Akten in die Finger bekommst ...“ Er sprach den Satz nicht zu Ende, aber es war klar, was er wollte: Dan als männliches Flittchen benutzen.

Dan griff sich die Papiere. Je früher er hier herauskam, desto besser. Sogar die Luft in Cecils Nähe war vergiftet. „Wo?“

„Im Reservat. Morgen um zehn.“ Cecil winkte ihn hinaus.

Zum zweiten Mal an diesem Tag sah Dan rot. Cecil hatte billigend in Kauf genommen, dass da draußen jemand auf seinen Neffen wartete. Wenn Dan es nicht besser gewusst hätte, hätte er geglaubt, Cecil würde ihn gern tot sehen.

Er blickte auf die Papiere in seiner Hand. Es war ein Ausdruck, der den Hauptsitz des Stammes zeigte und ein paar Namen. Dan wollte einerseits, dass sein Onkel glaubte, dass er seine Anweisungen befolgen würde. Andererseits hatten die Indianer vielleicht etwas gegen Cecil in der Hand, das Dan nutzen konnte. Außerdem war das Reservat der beste Platz, nach einer indianischen Prinzessin Ausschau zu halten, die mit einem Revolver umgehen konnte.

Er würde mit Rosebud Donnelly anfangen.

2. KAPITEL

Rosebud Donnelly betrachtete ihre Rezeptionistin Judy über den Rand ihrer Brille hinweg. Judy stand in der Tür und schaute verwirrt drein.

„Er ist da.“

„Will Johnson noch eine Abreibung?“ In ihrem Büro erlaubte es sich Rosebud, den Kopf über diesen lächerlichen Anwalt zu schütteln. Das war wirklich ein erbärmlicher Kerl.

„Nein“, erwiderte Judy lächelnd.

„Es ist nicht Johnson?“ Rosebud konnte sich nicht vorstellen, dass sich Cecil Armstrong in der Öffentlichkeit zeigen würde. Sie war ihm nie begegnet, hielt ihn aber für eine Art Vampir. Statt Blut saugte er ihr Reservat aus, um es anschließend zu überschwemmen.

„Er hat gesagt, sein Name sei Dan Armstrong und er sei Cecils Neffe.“

Rosebud war sehr zufrieden. Sie würde diesen Kerl kriegen. Offenbar waren Cecil die teuren Anwälte ausgegangen, die Stammesrecht nicht von einem Loch im Boden unterscheiden konnten. Nun musste er wohl auf seine Familie zurückgreifen. „Eine kleine Ausgabe von Cecil, was?“

„Nein“, antwortete Judy. „Das ist er ganz und gar nicht. Sei vorsichtig, Rosebud.“

Judys Besorgnis war ungewöhnlich. „Ich bin immer vorsichtig.“ Das war richtig. Sie ging kein Risiko ein – weil sie sich das nicht leisten konnte. „Sag ihm, er soll sich setzen. Gib ihm Kaffee, viel Kaffee.“ Ihre Feinde sollten es so ungemütlich wie möglich haben. „Und gib mir Bescheid, wenn Joe und Emily kommen.“

Nachdem Judy gegangen war, um Kaffee aufzusetzen, nutzte Rosebud die Zeit, ihr jämmerliches Make-up-Täschchen hervorzukramen. Ihr gutes Aussehen war eine ihrer stärksten Waffen – oder auch ihre beste Verteidigung.

Nachdem sie den Stamm drei Jahre lang gegen Armstrong Holdings vertreten hatte, hatte Rosebud ihre Strategie perfektioniert. Johnson war ihr letztes Opfer gewesen. Drei Wochen lang hatte Rosebud das Dummerchen gespielt. Lange genug, um Johnson das Gefühl zu geben, er habe die Dinge im Griff. Lange genug, um Bilder zu besorgen, die Johnson gemeinsam mit einem Dealer von verschreibungspflichtigen Schmerztabletten zeigten. Auch wenn er sich aus der Sache hatte herausreden können, hatte er doch den Fall abgegeben, um Rosebud nicht noch einmal in die Quere zu kommen.

Männer, dachte sie und stieß einen missbilligenden Laut aus. Vor allem *weiße Männer*. Sie glaubten, dass sie die Regeln bestimmen könnten. Sie bürstete ihr Haar und fasste es zu einem Knoten zusammen, wollte auf altmodische Weise unschuldig und seriös zugleich aussehen. Um den Knoten festzustecken, benutzte sie zwei Spangen, die wie Esstäbchen ausgesehen hätten, wären da nicht die perlenbestickten Troddel gewesen, die von den Enden herabhingen. Die Spangen waren alles, was sie von ihrer Mutter behalten hatte.

Nachdem sie sich die Lippen nachgezogen hatte, sammelte Rosebud die Akten zusammen. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass dieser Dan Armstrong anders als die anderen war. Immerhin hatte ihn dieser Scheißkerl Cecil zu ihr geschickt. Aber wer weiß, vielleicht rutschte ihm etwas heraus, das mit ihrem Bruder Tanner zu tun hatte.

Judy klopfte. Rosebud schaute auf die Uhr. Es war fast eine halbe Stunde vergangen. Prima. „Sie

sind da.“

„Wie sehe ich aus?“ Rosebud klimperte mit den Wimpern.

„Sei vorsichtig“, wiederholte Judy.

Rosebud konnte es kaum erwarten, den Mann zu sehen. Sie traf sich mit Joe White Thunder und Emily Mankiller im Besprechungsraum. „Hat Judy euch erzählt, dass es ein Neuer ist?“, fragte sie, nachdem sie ihre Tante geküsst hatte.

Joes Augen funkelten, und eine Sekunde lang sah Rosebud den jungen Joe vor sich. Früher war er ein Macher gewesen, heute war er ein alternder Mann, dessen Stimme beim Stamm viel zählte. „Der Letzte hat dich nicht genug gefordert.“

Rosebud errötete, aber ihre Tante schüttelte den Kopf. Tante Emily war nie für Ungehorsam gewesen, weder im Privatleben noch in der Öffentlichkeit. „Du kommst gut voran, aber sei nicht zu selbstzufrieden.“

Ja, ja, dachte Rosebud, während sie nickte. Cecil Armstrong hatte die besten Anwälte gegen sie ins Feld geschickt, und sie hielt sie nicht nur in Schach, sie irritierte *diesen Mann*. „Schon klar. Wisst ihr noch, was ihr zu tun habt?“

Joe kniff ihr spielerisch in den Arm. „*How, kemo sabe*.“ Dann nahm sein Gesicht einen leeren Ausdruck an, und Rosebud stand vor dem Abbild eines unbewegt dreinblickenden Indianers. Joe würde heute kein einziges Wort sagen. Rosebud wusste, dass er Dan Armstrong nicht einmal ansehen würde. Wenn es etwas gab, was wichtige Anwälte hassten, dann war es, ignoriert zu werden. Es lenkte sie ab, und ein abgelenkter Anwalt war ein besiegter Anwalt.

Tante Emily seufzte. Sie verabscheute diese Treffen, und sie hasste es, wenn Joe sich wie ein falscher Indianer verhielt. Noch mehr hasste sie allerdings die Vorstellung, dass Armstrong Holdings ihr Reservat überfluten könnte. „Wir sind fertig.“

Dann mal los, dachte Rosebud, als sie die Tür öffnete. Sie war aufgeregt. Ein weiterer Gegner bedeutete einen weiteren Kampf. Rosebud war sicher, dass sie diese Schlacht gewinnen würde. Sie wusste nicht, ob sie den Krieg gegen Cecil Armstrong gewinnen würde, aber zumindest konnte sie ihn jahrelang in Atem halten.

Als Erstes fiel ihr auf, dass Dan Armstrong mit dem Rücken zur Tür stand und aus dem Fenster schaute. Sie war ein bisschen irritiert. Ihre Opfer sollten sitzen und nicht stehen, am besten auf dem niedrigsten Stuhl.

Das Nächste, was sie bemerkte, verstärkte ihre Irritation. Dan Armstrong war groß und hatte breite Schultern, die der sportliche braune Mantel betonte. Die Schulterklappen ließen seine Schultern noch breiter wirken. Sein kurz geschnittenes Haar war leicht gewellt. Die Sonne ließ es goldbraun wirken.

Sie stieß die Luft aus, weil sie sich nicht daran erinnern konnte, wann sie zum letzten Mal einen richtigen Mann in diesem Gebäude gesehen hatte, einen, der wirkte, als ob er ins Freie gehörte und nicht in ein kleines, düsteres Büro. Herrje, sie erinnerte sich nicht mal daran, wann sie draußen das letzte Mal einen richtigen Mann gesehen hatte.

Und dann drehte er sich um.

Er. Sie konnte kaum atmen. Plötzlich fühlte sie sich verwundbar. Es war die Art von Verwundbarkeit, die man spürt, wenn man etwas falsch gemacht hat, denkt, man würde davonkommen – und dann doch erwischt wird.

Sie war geliefert.

Er musste ihre Verwirrung bemerkt haben, denn er lächelte so, wie Männer lächeln, die wissen, wie sie auf Frauen wirken. Die Überheblichkeit, die sein Lächeln signalisierte, reichte, um Rosebud wieder zur Vernunft zu bringen. Sie wusste, wer *er* war, aber er schien *sie* nicht wiederzuerkennen. Und wenn es keine Zeugen gab, wie sollte er dann beweisen, dass überhaupt etwas passiert war?

„Mr Armstrong, nicht wahr?“, sagte sie, straffte die Schultern und richtete sich zu ihrer vollen Größe auf, die vor allem in High Heels recht imposant war. Leider überragte er sie dennoch. „Ich bin Rosebud Donnelly, die Anwältin des Red Creek Lakota Reservats.“

„Ist mir ein Vergnügen.“ Armstrong hob die Hand, um sich an den Hut zu tippen, merkte dann aber, dass er gar keinen trug. Er hielt in der Bewegung inne und streckte ihr schließlich die Hand entgegen. Rosebud fragte sich, ob er nach dem Hut gesucht hatte, der ihm vom Kopf geflogen war, oder ob der Stetson immer noch da oben am Waldrand lag. Sie musste das unbedingt überprüfen. Schließlich galt: kein Hut, kein Verbrechen.

Rosebud war froh darüber, dass ihr solche Begrüßungen in Fleisch und Blut übergegangen waren. In ihrem Kopf summt es. Sie ließ ein paar Sekunden vergehen, während Dans Hand noch immer in der Luft schwebte. Normalerweise erwiderte sie den Gruß mit einem schlaffen Händedruck, um weich zu wirken, aber jetzt ging das nicht. An diesem Tag wollte sie Herrin der Lage sein. Sie griff nach seiner Hand und bemerkte, dass sie warm, aber nicht feucht war. Er war kein bisschen nervös. Sie wollte ihn beeindrucken und schüttelte ihm die Hand, so fest sie konnte.

Er sah sie fragend an. Seine Augen hatten die Farbe des Himmels, bevor ein Wirbelsturm heranzog, und in seinem Blick las sie etwas, das wie Respekt aussah. Wer weiß, was sein Onkel ihm über sie erzählt hatte. Wahrscheinlich etwas, in dem die Wörter „kastrieren“ und „Hure“ vorkamen. Während die Wärme seiner Hand sich langsam in ihrem Arm ausbreitete, hatte sie plötzlich das Bedürfnis, ihm zu sagen, dass sie ganz anders war.

Das war absurd. Dieses ganze Theater hier war nur dazu da, ihm zu zeigen, dass Cecil Armstrongs Urteil zutraf. Rosebud wusste jetzt, warum Judy sie gewarnt hatte.

Sie ließ seine Hand los. „Das sind Joseph White Thunder, ein Ältester des Stammes, und Gemeinderätin Emily Mankiller.“ Die Vorstellung war der nächste Punkt auf der Tagesordnung. Sie musste sich daran halten.

Emily hatte Rosebuds Zögern offenbar bemerkt und ergriff das Wort. „Mr Armstrong“, begann sie, während Joe und sie sich setzten, „ist Ihnen der Vertrag von 1877 zwischen der amerikanischen Regierung und den Sioux-Stämmen der Lakota, Dakota und Nakota von South Dakota bekannt?“

„Ma'am.“ Armstrong verbeugte sich leicht und setzte sich. Rosebud lächelte, als sein Stuhl, der für Gäste wie ihn dort stand, sich leicht zur Seite neigte und Dan sich am Tisch festhalten musste, um nicht umzukippen. Dennoch klang seine Stimme ruhig: „Leider nicht.“

Tante Emily war eine der wenigen Frauen im Reservat, die einen Uni-Abschluss in Geschichte hatten. Ihre Rolle bei diesem Treffen war es, ihr Gegenüber mit der Aufzählung all der schrecklichen Dinge, die den Lakota zugestoßen waren und durch Armstrong Holdings erneut geschahen, mürbezumachen. Rosebud hatte nun vierzig Minuten lang Zeit, den Kopf wieder freizubekommen.

Tante Emily legte los, während Joe auf einen Fleck an der Wand gleich über Armstrongs Kopf starrte. Rosebud packte ihre Akten aus und schaute die Notizen von ihrem letzten Treffen mit Johnson

durch. Viel Neues gab es nicht. Es war schwierig, Cecils Leichen im Keller auszugraben. Er unterstützte alle politischen Parteien, besuchte zwei Mal im Monat eine geschiedene Frau in Sioux Falls und hatte keine Sekretärin. Soweit sie wusste, war er noch nicht ein einziges Mal persönlich im Büro von Armstrong Hydro in Sioux Falls gewesen. Die wenigen Leute, die dort arbeiteten, schienen nichts zu wissen. Mehr hatte sie nach drei Jahren nicht vorzuweisen. Es war niederschmetternd.

Sie warf Armstrong einen kurzen Blick zu. Er hörte Emily nicht nur zu, er notierte sich sogar etwas. Was geht hier vor? dachte Rosebud, als Armstrong Emilys Vortrag unterbrach, um nach dem genauen Datum des letzten Vertrags zu fragen. Er ist kein Anwalt, sagte sie sich. Anwälte interessierten sich nicht für Geschichtsvorträge. Wieso schickte Cecil jemanden, der kein Anwalt war?

Tante Emily kam langsam zum Ende und zu dem Grund ihres Treffens. Rosebud wartete noch einen Moment, bis Armstrong aufhörte zu schreiben. „Mr Armstrong“, begann sie. „Wissen Sie, dass Armstrong Holdings den Dakota eindämmen will?“

„Ja, Ma’am“, antwortete er und versuchte sich auf dem wackeligen Stuhl zurückzulehnen. „In einem Tal ungefähr zwei Meilen Luftlinie von hier. Armstrong Holdings gehören die Wasserrechte. Die Regierung ist informiert. Die Arbeiten werden diesen Herbst beginnen.“

Sie wusste genau, wo das Tal war. „Und Ihnen ist klar, dass der entstehende Stausee rund 150 Quadratkilometer des Red Creek Reservats überschwemmen wird?“

Neugierig betrachtete Armstrong sie. „Ich höre, dass das Wasserreservoir mehrere Hundert Quadratkilometer bedecken wird. Mir wurde gesagt, dass der größte Teil des Landes niemandem gehört.“

Sie kniff die Augen zusammen. Wieso schickte Cecil seinen unbewaffneten Neffen ins Gefecht? Er hätte ebenso gut einen Botenjungen schicken können statt dieses ... Kerls. Es gab kein Vertun. Alles an Dan Armstrong schrie förmlich: „Ich bin ein Kerl“ – vom eindrucksvollen Kinn bis zu der Art, wie er auf dem Stuhl saß, mit gespreizten Beinen, als wolle er gleich aufs Pferd springen.

Gott, er hatte einfach toll auf dem Pferd ausgesehen. Ihn zu betrachten war ihr erster Fehler gewesen. Statt aus dem Schatten heraus einfach über seinen Kopf hinweg zu feuern, wie sie es geplant hatte, hatte sie unbedingt näher heranreiten müssen. Sie wollte diesen Mann mit den bloßen Armen sehen, der da im Sattel saß. Sie war aus dem Schatten geritten, und er hatte sie gesehen. Beinahe hätte sie ihn erschossen, nur weil er so gut aussah.

Sie musste sich daran erinnern, dass sie zurzeit nicht wie eine Frau fühlen durfte, auch wenn ihr das schwerfiel. Immerhin war sie Anwältin, verflucht noch mal. Zwischenmenschliche Beziehungen hatten weder vor Gericht noch hier im Konferenzraum etwas zu suchen. Hier zählte nur das Gesetz. „Dann verschwenden wir hier unsere Zeit, nicht wahr?“ Sie stand auf und begann, die Papiere zusammenzusammeln. Tante Emily und Joe erhoben sich ebenfalls.

„Miss Donnelly, bitte.“ Nun stand auch Armstrong auf, was Rosebud missfiel. Zu diesen grüngrauen Augen emporzuschauen würde ihr kein bisschen helfen. Die andere Möglichkeit war, sein Kinn anzublicken. Er war breit, markant und frisch rasiert. „Informieren Sie mich.“

Ihn informieren? Er wollte nach dieser Geschichtslektion tatsächlich noch mehr hören? Plötzlich erkannte Rosebud, wie gefährlich Dan Armstrong wirklich war. Sie wusste, wie man gegen gesichtslose Stubenhocker kämpfte. Aber sie hatte keine Ahnung, was sie mit diesem Mann machen sollte. Sie fühlte sich hilflos, und das machte sie wütend.

„Schön.“ Sie packte ihre Sachen so rasch wieder aus, dass sie selbst verblüfft war. „Cecil Armstrong hat sich wie ein Lump verhalten, seit er vor fünf Jahren hier aufgetaucht ist. Er hat die Farmer, mit denen wir Übereinkünfte hatten, unter Druck gesetzt, damit sie ihm ihre Wasserrechte und ihr Land verkaufen. Er hat uns mit allen nur möglichen Klagen belegt. Er ignoriert unser Wohnrecht und nimmt uns das Land weg.“ Sie wusste, dass sich niemand um das Wohnrecht von ein paar Hundert Indianern scheren würde, wenn es um billigen Strom ging. Nur für den Stamm war das Wohnrecht wichtig.

Dan Armstrong setzte sich und begann, hektisch zu schreiben. Wenn das hier Cecils Plan war, dann war er aufgegangen. Sein Neffe sollte wohl das mitfühlende Gesicht von Armstrong Holdings sein. Als er fertig war, fuhr sie fort.

„Er hat versucht, einige Stammesmitglieder einzuschüchtern.“ Es wäre schön, wenn sie dafür Belege hätte. Aber wer sonst war für die zerschossenen Fenster von Tante Emily und die kaputten Reifen von Joe verantwortlich? Wer sonst hatte drei Tage zuvor einen ausgeweideten Waschbär an ihre Tür genagelt? Niemand hasste sie so inbrünstig wie Cecil Armstrong.

„Das ist ein schwerwiegender Vorwurf“, sagte Dan, ohne aufzusehen. Seine Stimme klang ruhig. Keine Spur eines Zweifels an dem, was sie gesagt hatte.

„Es sind Menschen gestorben.“ Zu spät merkte sie, dass ihre Stimme brach. Tante Emily legte beruhigend eine Hand auf Rosebuds Arm. Verflucht, sie verlor ihre Coolness mitten in einem Treffen. Das passierte ihr sonst nie!

Armstrong sah auf und schaute ihr in die Augen. „Können Sie das beweisen?“ Das klang nicht spöttisch. Es war einfach eine Frage.

Die Antwort war kompliziert. „Das FBI hält beide Fälle für Selbstmord. Die Polizei im Reservat ist nicht dieser Meinung. Es wurde nie vollständig aufgeklärt.“ Weil Geld geflossen war. Der Stamm hatte kein Geld. Cecil Armstrong hatte eine Menge davon. Kaputte, betrunkene Indianer schossen sich dauernd in den Kopf. Musste man sich da groß um zwei weitere scheren? Wen kümmerte es, dass Tanner nie Alkohol getrunken hatte? Er war einfach nur ein Indianer gewesen – einer, der von Anfang an erkannt hatte, welche Gefahr Cecil Armstrong für den Stamm darstellte. Der die Verwaltung des Stammes bestürmt hatte und ihr Bruder gewesen war.

Armstrong schaut zu ihr, dann auf Tante Emilys Hand, dann zurück zu Rosebud. „Es tut mir leid.“ Es war zum Verrücktwerden. Er meinte, was er sagte. Unter Rosebuds Füßen schien sich der Boden zu bewegen. Plötzlich wusste sie nicht, wo sie eigentlich stand. „Wie ich bereits sagte: Das sind schwere Anschuldigungen. Ich würde gerne einen Blick auf Ihre Aufzeichnungen werfen.“

Endlich konnte sie ihm ein sachliches Argument präsentieren. „Ich denke, Sie haben Verständnis dafür, dass wir die Originale hierbehalten müssen.“ Cecil würde mit den Papieren ein Freudenfeuer entfachen.

„Natürlich“, stimmte er zu. „Können Sie die Papiere für mich kopieren?“

Das stellte eine weitere Unannehmlichkeit dar. Dan Armstrong kam aus einer Welt, in der die Kopierer funktionierten. In dieser Welt gab es funkelneue Computer, die Internetzugang hatten, geräumige Büros und Stühle, die nicht versuchten, die Menschen umzubringen, die auf ihnen saßen.

Das war nicht die Welt, in der sie lebte.

Sie hob den Kopf. „Ihr Vorgänger, Mr Lon Johnson, hat eine Kopie meiner Akten.“ Jedenfalls

glaubte er das.

„Ich habe mich in der vergangenen Nacht darum gekümmert.“ Armstrongs Mund verzog sich zu einem Lächeln. „Wie es aussieht, sind die Akten vor einer Woche aus seinem Wagen verschwunden. Außerdem sein Laptop, sein iPod und drei Schokoriegel.“

Das klang nach Matt, der versuchte, sich als Nachfolger von Tanner zu etablieren. Bisher hatte er es nur zum Kleinkriminellen gebracht. Nur zu gern hätte sie in Johnsons Laptop hineingeschaut, aber der war sicher längst verkauft. Mist, dachte sie, eine weitere verschwendete Gelegenheit. Sie versuchte überrascht auszusehen, aber aus Dans Grinsen schloss sie, dass sie nicht besonders glaubwürdig wirkte.

„Das ist schade.“ Armstrong räusperte sich.

Es war Zeit für eine halbherzige Entschuldigung. „Unser Kopierer ist kaputt. Wir warten auf die Ersatzteile.“ Das war keine richtige Lüge. Es stimmte, der Kopierer war kaputt. Und das schon seit zwei Jahren.

Armstrong schien ihr das abzukaufen. „Dann gibt es nur eine Möglichkeit. Ich hätte gerne Ihre Erlaubnis“, sagte er, „zurückzukommen, um die Akten hier zu lesen und mir Notizen zu machen. So bleiben sie hier, und ich kann sie einsehen.“

Rosebud zögerte und schaute zu Tante Emily, die über den Vorschlag nachdachte. Schließlich nickte sie. „Natürlich, Mr Armstrong. Aber Sie werden verstehen, dass es Bedingungen dafür gibt.“

„Natürlich“, stimmt er zu und lehnte sich im Stuhl zurück. Offenbar gewöhnte er sich an das Gewackel. Er schaute Rosebud an, und wieder fiel ihr das arrogante Lächeln auf. Er war ein Mann, der bekam, was er wollte. „Ich nehme an, Sie möchten, dass jemand dabei ist, wenn ich die Dokumente einsehe.“

Es war klar, was er meinte. Er hatte sie festgenagelt. Niemand außer ihr kannte alle Dokumente, die sie in den vergangenen drei Jahren gesammelt hatte. Sie war die Einzige, die feststellen konnte, ob ein Dokument entnommen worden war, und würde stunden-, nein tagelang mit diesem charmanten, gut aussehenden Mann zusammensitzen müssen, während er den Fall ihres Lebens Stück für Stück handschriftlich kopierte. Er würde seinen Charme spielen lassen und vorgeben, es ginge nur darum, die Fakten zusammenzutragen.

Rosebud hatte keine Ahnung, was dieser Dan Armstrong bezweckte, aber fürs Erste musste sie ihm wohl oder übel vertrauen. Er war ein interessanter Gegner.

Tante Emily legte wieder los. Sie erklärte, dass der Stamm einfach in Ruhe gelassen und vom Rest der Welt respektiert werden wolle. Rosebud blendete ihre Stimme aus. Stattdessen begann sie, Armstrongs Hände zu betrachten. Er hatte Schwielen. Offenbar konnte er anpacken. Als er sich zurücklehnte, wurde eine Gürtelschnalle sichtbar, die nicht so aussah, als wäre sie von der Stange. Auch sein Hemd sah maßgefertigt aus. Seine Stiefel waren aus Krokodilleder. Sie hatten sicher mehr gekostet, als sie, Rosebud, im vergangenen Jahr verdient hatte. Dan Armstrong war offenbar kein Bürohengst, sondern ein hart arbeitender Mann, der eine Menge Geld verdiente.

Sie sollte aufhören, ihn zu mustern. Was er wohl im Tal gemacht hatte? Als sie daran dachte, fühlte sie sich sofort wieder schuldig. Sie hatte angenommen, dass er einer von Cecil Armstrongs Wachhunden war. Auch das war ein Fehler gewesen.

Als Tante Emily ihren Vortrag beendete, begann Armstrong auf seinem Stuhl hin und her zu

rutschen. Zu viel Kaffee! Normalerweise nutzte Rosebud die Situation aus. An diesem Tag jedoch nicht. Sie wollte nur eins: Den Raum verlassen, um von diesem ungewöhnlichen Mann wegzukommen, und über ihren nächsten Schachzug nachdenken.

Als Dan gehen wollte, nahm er Rosebuds Hand. „Ich freue mich darauf, mit Ihnen zusammenzuarbeiten“, erklärte er und drückte sie. Seine Finger waren immer noch warm. Diesmal ließ Rosebud sie rasch los. Sie fürchtete, rot zu werden.

Verdammt. Verdammt, verdammt, verdammt. Auch sie freute sich auf eine Zusammenarbeit.

3. KAPITEL

Rosebud hatte die Akten hastig in ihr Büro gebracht und die Tür abgeschlossen. Das Nächste, woran sie sich erinnerte, war die Sonne auf ihrem Gesicht und eine kühle Brise, die ihr dabei half, wieder klar zu denken.

Die Situation ist nicht außer Kontrolle, beschloss sie. Dan Armstrong war gefährlich, aber er war nur ein Mann. Keine Frau schaffte das Jurastudium, ohne zu wissen, wie man mit Männern umging. Sie musste sich lediglich vor Augen halten, für wen er arbeitete, und nicht, wie er aussah.

„Alles in Ordnung, Rosie?“ Joe legte ihr die Hand auf die Schulter.

„Ja.“ Das stimmte zwar nicht, aber sie war immerhin Anwältin. Schwäche zu zeigen war nicht erlaubt. Sie öffnete die Augen und sah Tante Emily, die sie, Rosebud, ernst anblickte. „Was?“

Tante Emily schaute Joe an und seufzte. „Dieser Mann.“

„Ich komme klar.“

Tante Emily musterte sie aufmerksam. Dann beugte sie sich vor und zog die Stäbe aus Rosebuds Knoten. Rosebuds Haarsträhnen lösten sich und fielen ihr in sanften Wellen über die Schultern. „Er ist anders. Er ist ein attraktiver Mann, Liebes. Und du bist eine attraktive Frau.“

„Was willst du damit sagen?“

„Suche die Nähe deiner Freunde, aber mehr noch die Nähe deiner Feinde“, erklärte Joe ernst. Seine Hand auf ihrer Schulter fühlte sich plötzlich schwer an.

„Was wollt ihr von mir? Soll ich mit ihm schlafen?“ Als Tante Emily nicht antwortete, wollte Rosebud einen Schritt zurücktreten, aber Joe hielt sie fest. Plötzlich schien der Wind kälter zu sein. „Ihr wollt, dass ich mit ihm schlafe.“ Sie schämte sich.

Von allen Dingen, die je von ihr verlangt worden waren, war nichts so schlimm wie das hier gewesen. Sie hatte ihr Zuhause für viele Jahre verlassen, um Jura statt Kunstgeschichte zu studieren. Statt ein ruhiges Leben zu führen, musste sie sich mit Armstrong Holdings herumplagen. Tote Tiere wurden an ihre Tür genagelt, ihr Bruder war tot. Und nun sollte sie mit Dan Armstrong ins Bett gehen. Es spielte keine Rolle, dass Dan Armstrong attraktiv war. Sie hatte dem Stamm ihr Leben geopfert. Nun verlangten sie auch noch ihren Körper.

„Nein“, erwiderte Joe. „Aber eine schöne Frau kann einen Mann verwirren.“

„Es könnte die Chance sein, auf die wir warten, Liebes“, fügte Emily hinzu. Rosebud hörte, dass ihre Tante selbst nicht glaubte, was sie sagte. „Er könnte etwas sagen, was wir gegen seinen Onkel verwenden können. Vielleicht weiß er etwas über Tanner.“

Einen Moment lang hatte Rosebud das Bedürfnis, Emily zu schlagen. Doch das ging vorbei. Sie hatten natürlich recht. Dan Armstrong bot ihnen eine Möglichkeit, ein bisschen zu spionieren. Wenn sie Tanners Tod mit den Armstrongs in Verbindung bringen konnte, würde sie nachts wieder schlafen können. Vielleicht gab es sogar eine Möglichkeit, den Bau des Damms zu verhindern.

Tante Emily lächelte. „Tanner würde so handeln.“ Sie nahm die Brille von Rosebuds Nase und verstaute sie in der Jackentasche des einzigen Hosenanzugs, den Rosebud besaß. „Tu es für Tanner.“

Rosebud unterdrückte die Tränen, die sie jede Nacht für ihren Bruder vergoss. „In Ordnung“, presste sie hervor.

Tante Emily küsste Rosebud auf die Wange, als wolle sie ihre Nichte segnen. „Finde heraus, so

viel du kannst.“

„Gib dein Bestes“, fügte Joe hinzu und nahm endlich seine Hand von Rosebuds Schulter.

Ihr Bestes. Sie hatte ihr Bestes gegeben, und seit drei Jahren den Bau des Damms verhindert. Offenbar war das nicht genug gewesen.

Sie hörte, wie Emily und Joe in ihre Wagen stiegen und davonfuhren. Rosebud blieb stehen, wo sie war. Der Wind schien ihr zuzuflüstern, dass es in Ordnung war. Als Tanner gestorben war, hatte sie sich geschworen, herauszufinden, wer ihm das Gewehr in die Hand gedrückt und den Abzug betätigt hatte. Sie hatte nicht im Traum daran gedacht, dass sie dafür Cecil Armstrongs Neffen verführen musste.

„Miss Donnelly?“

Verdammt.

„Mr Armstrong“, sagte sie, ohne sich umzuwenden. Wie sollte sie diesem Mann den Kopf verdrehen, wenn ihr Hirn so klar war wie die schlammigen Fluten des Dakota im Frühling? „Vielen Dank, dass Sie gekommen sind.“

Er stand dicht bei ihr, so dicht, dass sie die Wärme seines Körpers spürte. Langsam drehte sie sich um, um ihn anzuschauen.

Plötzlich veränderte sich Dan Armstrongs Gesichtsausdruck. Wiedererkennen lag darin. Seine Nasenlöcher weiteten sich, während er den Mund zusammenkniff. Jeder Idiot konnte sehen, dass Dan Armstrong gerade unglaublich wütend wurde.

„Sagen Sie, Miss Donnelly“, erkundigte er sich, „reiten Sie?“

Er wusste es oder glaubte zumindest, es zu wissen. Sie musste die Unschuldigen spielen. „Natürlich. Jeder hier reitet. Und Sie?“

Seine Augen hatten sich zu Schlitzeln verengt. „Klar. Was für ein Pferd reiten Sie?“

„Scout ist ein Schecke.“ Sie konnte seinem Blick kaum standhalten und versuchte sich zusammenzureißen. „Und Ihres?“

„Ein Palomino.“ Er ging um sie herum. „Um genau zu sein, habe ich ihn gestern geritten. Ich war in diesem hübschen Tal, wo der Damm gebaut werden soll.“

„Ach wirklich?“ Etwas Besseres fiel ihr nicht ein, während er die Tür eines riesigen Geländewagens öffnete und einen braunen Cowboyhut hervorholte.

Einen Hut mit einem Loch.

Sie hatte ihn nicht treffen wollen. Sie hatte so nah über seinen Kopf schießen wollen, dass er die Kugel zwischen den Ohren hörte. Aber sie hatte es offenbar nicht hinbekommen. Sie hatte diesen Mann beinahe umgebracht. Zum ersten Mal in ihrem Leben fühlte sie sich schwach. Aber sie würde diese Schwäche nicht zeigen.

Auch wenn sie beinahe jemanden umgebracht hatte.

Armstrong musterte sie mit kaltem Interesse. „Jemand hat im Tal auf mich geschossen.“

Sie schaffte es, zu schlucken, und hoffte, er würde ihre Reaktion als Schock und nicht als Schuldgeständnis deuten. „Das ist grauenhaft.“ Ihre Stimme klang sogar in ihren Ohren dumpf. „Wissen Sie, wer es war?“

Er trat einen Schritt vor und stand so dicht bei ihr, dass sie sehen konnte, dass sich seine Pupillen verengt hatten. Das Grün war verschwunden und durch Tintenschwarz ersetzt worden. Er sah fast wie

ein *sica*, ein Dämon, aus. „Es war eine Frau.“ Seine Stimme klang gefährlich ruhig. „Eine sehr schöne Indianerin mit langen schwarzen Haaren.“ Mit der freien Hand griff er nach einer Strähne ihres Haares und wickelte es sich um die Finger, sodass sie ihm nicht entkommen konnte. Er zog ihren Kopf zu sich heran. „Sie ritt einen Schecken und war in Hirschleder gekleidet.“

Sehr schön? Sie schluckte noch einmal. Er duftete nach Kaffee und Pferden und nach etwas anderem, Sandelholz vielleicht. Er roch gut und war kurz davor, sie anzugreifen.

„Hirschleder, Mr. Armstrong?“ Sie machte eine Pause, um einen ungläubigen Blick hinzubekommen. „Die meisten von uns tragen heutzutage T-Shirts und Jeans.“ Er öffnete den Mund, um zu widersprechen, aber sie fuhr fort: „Ich kann mich gerne umhören, Mr. Armstrong.“ Gott sei Dank war ihre Souveränität zurückgekehrt. „So wenig, wie wir die Handlungen Ihres Onkels billigen, so wenig würden wir einen Mordversuch billigen.“

„Umhören?“ Seine schönen, vollen Lippen verzogen sich, als er sich noch weiter vorbeugte. „Ich will Antworten.“

Suche die Nähe zu deinen Feinden! Sie schluckte, er fixierte ihren Mund. Sie spielte mit dem Feuer, aber was sollte sie sonst machen? „Haben Sie vor, mich zu küssen?“ Sie klang wie eine Femme fatale aus einem Film der vierziger Jahre und hoffte, dass sie das Richtige gesagt hatte.

Offenbar schon, denn er hob die Hand, strich eine Haarsträhne aus ihrem Gesicht und berührte zart ihren Wangenknochen. Rosebud zitterte. Er lächelte, und sie erkannte, dass er dieses Zittern spürte.

Er wollte sie küssen. Sie sollte stolz darauf sein, doch dann fragte er in schneidendem Ton: „Haben Sie vor, noch einmal auf mich zu schießen?“

„Ich weiß nicht, wovon Sie reden.“ Sie schaffte es nicht, beleidigt zu klingen, brachte nur irgendetwas zwischen Krächzen und Flüstern heraus. Die Atmosphäre knisterte noch immer.

Seine Hand schloss sich um ihr Haar. Er würde sie nicht so leicht davonkommen lassen. „Ich dachte, Anwälte seien bessere Lügner.“

Küss mich. Der Gedanke ließ sie erröten. Er hatte mit Tante Emilys Wünschen rein gar nichts zu tun. Wie lang war es her, dass sie richtig geküsst worden war? Wie lange war es her, dass sie einem Mann, der so gut aussah und so gut roch, so nahe gewesen war? Zu lange. Sie scherte sich nicht mehr darum, dass er der Feind war, den sie fast erschossen hätte. Es kam nur darauf an, dass ein richtiger Mann vor ihr stand, der ihr Haar berührte und sich nicht von ihrem Anwältinnengehabe blenden ließ.

Küss mich endlich.

Er tat es nicht. Er ließ ihr Haar los und trat einen Schritt zurück. Rosebud fühlte sich zurückgewiesen und ein bisschen traurig.

Es war noch nicht vorbei, denn er musterte sie immer noch. Sie begann sich daran zu gewöhnen. Sie konnte die Situation überstehen. „Ich bin nicht gern eine Zielscheibe“, sagte er schließlich.

„Das tun wahrscheinlich die wenigsten Menschen.“ Sie schaute ihn an, während sie sich das Haar nach hinten strich. Er folgte dieser Bewegung mit den Augen. Warum hatte er sie nicht geküsst? „Wenn ich etwas herausfinde, werde ich es Ihnen sagen.“

Er fuhr sich mit der Zunge über die Unterlippe. Ja, eine schöne Frau konnte einen Mann verwirren. Kopfschüttelnd zog er seine Brieftasche aus der Hose und entnahm ihr eine Visitenkarte. „Wenn Sie etwas in Erfahrung bringen“, sagte er sarkastisch, „rufen Sie mich an. Ich will Anzeige erstatten. Die Adresse stimmt nicht, aber die Mobilnummer ist meine.“

Armstrong Holdings, stand auf der Karte. Wichita Falls, Texas. Daniel Armstrong. Leitender Geschäftsführer. Verdammt. Er war nicht irgendein Botenjunge. Er leitete die Firma. Hatte er mit dem Staudammprojekt zu tun? „Natürlich“, sagte sie und steckte die Karte weg. Eine Anzeige war die geringste ihrer Sorgen. Die Mobilnummer war ihr zu wenig. Sie brauchte mehr. „Wo wohnen Sie?“

Jetzt schaute er ein wenig freundlicher drein. „Im Haus meines Onkels.“ Er schlenderte zum Wagen zurück, einen Daumen in den Gürtel gehakt, in der andern Hand hielt er den zerlöcherten Hut. „Sie können ja mal zum Essen vorbeischaun.“

„Wie bitte?“ Sie glaubte, sich verhört zu haben.

„Sehen Sie“, er zuckte mit den Schultern, „ich kann Sie nicht dazu bringen, meinen Onkel zu mögen. Aber er ist kein schlechter Kerl. Sie können sich selbst davon überzeugen.“

Satans Ausgeburt war kein schlechter Kerl? Dan klang nicht so, als glaube er, was er da eben gesagt hatte. Sie schaffte es, keinen verächtlichen Laut auszustoßen. Andererseits war eine Einladung zum Abendessen doch genau das, was sie sich vorgestellt hatte. Tante Emily würde begeistert sein, wenn sie hörte, dass Rosebud in das grässliche Ranchhaus eingeladen worden war. Wer weiß, vielleicht fand sie eine Leiche im Keller.

Er ging ihr in die Falle – oder sie in seine. Wer weiß, was dabei herauskam.

Fragend zog er eine Augenbraue hoch. Sie setzte ein schüchternes Lächeln auf, während sie so tat, als denke sie über seinen Vorschlag nach. „Sie sind ein richtiger Friedensstifter, nicht wahr, Mr Armstrong?“

„Die Anrede bleibt meinem Onkel vorbehalten.“ Sein Lächeln wurde breiter. „Nennen Sie mich Dan, Miss Donnelly.“

Vielleicht würde ihr dieses Spielchen sogar Spaß machen. Vielleicht konnte sie ihn mit ein bisschen Flirten und einem Kuss um den Finger wickeln, ohne sich groß zu engagieren. Hauptsache, sie war diejenige, die die Initiative ergriff, und nicht er. „Rosebud“, verbesserte sie ihn.

Sein Lächeln wurde herzlicher. „Samstagabend? So um sieben herum?“

Übermorgen. Er schien es eilig zu haben. Sie würde keine Möglichkeit haben, in der Zwischenzeit etwas über ihn herauszufinden. Sie würde in die Hölle gehen mit nichts anderem bewaffnet als ihrem Verstand und ihrer Schönheit. Vielleicht brauchte eine Frau aber auch nicht mehr. „In Ordnung. Samstagabend um sieben.“

Wenn sie nicht vorsichtig war, würde sein Lächeln ihr Untergang sein. „Soll ich Sie abholen?“

Ah, er gab sich ritterlich! Aber sie wollte auf keinen Fall, dass sein Wagen vor ihrem Haus gesehen wurde. Die Leute würden Schlüsse ziehen, die sie nicht brauchen konnte. „Ich weiß, wo Ihr Onkel wohnt.“

Er nickte zustimmend. Auf jeden Fall wollte sie einen Kuss. Mindestens einen. War das zu viel verlangt? „Gut. Wir sehen uns dort.“

Sie wusste nicht, ob seine Worte eine Drohung oder ein Versprechen waren.

4. KAPITEL

Dan saß in seinem Wagen und kämpfte gegen das Bedürfnis an, zum Stall zu fahren, Smokey zu satteln und ins Tal zu reiten. Er hatte Smokey den weiten Weg von Texas hierhergebracht, weil er miese Tage erwartet hatte. Cecils Gegenwart war stets eine Garantie für schlechte Laune.

Ein Ausritt zu den Fördertürmen stellte immer eine willkommene Abwechslung zu einem miesen Tag im Büro dar. Dan bezahlte Leute dafür, die nach den Türmen sahen, aber wenn er seine Hände schmutzig machte, hatte er immer das Gefühl, dass die Firma ihm allein gehörte. Wenn er dann zurückritt, waren die Probleme, die ihn bedrückten, entweder nicht mehr so wichtig, oder er hatte eine Lösung dafür gefunden. Manchmal sogar beides.

Es gab auch für seine derzeitigen Probleme eine Lösung, zum Beispiel für die Frage, wer auf ihn geschossen hatte. Er hatte das Gefühl, dass die Lakota-Prinzessin an den Tatort zurückkehren würde, wenn er sich nur lange genug im Tal aufhielt. Er würde sehr viel lieber ins Tal reiten, als seinem Onkel etwas über Rosebud Donnelly zu erzählen.

Er war sich nicht sicher, aber diese Frau sah genauso aus wie die Häuptlingstochter, natürlich ohne Pferd. Sie hätte auch den nötigen Mumm dafür. Als er ihr von dem Angriff erzählt hatte, hatte sie äußerst cool darauf reagiert, so als fließe Eiswasser durch ihre Adern. Dan war sicher, dass Cecil ihn wegen Rosebud an den Dakota gerufen hatte. Normale Anwälte waren mit ihr nicht zu vergleichen. Er sollte ihr den Hof machen. Er sollte sie bequatschen, sie in sein Bett locken, sie in Verlegenheit bringen und Cecil davon erzählen.

Doch er war nicht das Schoßhündchen seines Onkels.

Sie war seine Prinzessin. Sie mochte kaltschnäuzig sein, aber er hatte in ihren Augen noch etwas anderes gesehen. Sorge und Bedauern. Wenn sie auf ihn geschossen hatte, dann hatte sie ihn nicht verletzen wollen.

Er war nicht sicher, aber er vermutete es, und bisher hatte er sich auf seine Vermutungen immer verlassen können.

Was sollte er tun? Jemand beschuldigen, wie Rosebud es machte? Was sollte das heißen: „Es sind Menschen gestorben“? Cecil war ein Arschloch, so viel wusste er, aber er war kein Mörder. Ihm ging es nur um den Staudamm.

„Alles hat einen Grund“, hörte er plötzlich die Stimme seiner Mutter. Vielleicht sollte er sie anrufen. Ihr Einfühlungsvermögen könnte nützlich sein. Er war hin- und hergerissen. Einerseits war die Meinung seiner Mutter immer nützlich. Andererseits müsste er ihr dann von dem Schuss erzählen. Wenn er das tat, würde sie sich Sorgen um ihn machen. Sie brauchte aber gerade jetzt einen klaren Kopf. Immerhin war sie für das Tagesgeschäft verantwortlich, während er hier war und sich um Cecils „Lage“ kümmerte. Wenn sie nicht wäre, hätte er nicht die Zeit, sich mit Rosebuds Akten zu beschäftigen. Nein. Er sollte seine Mutter da heraushalten.

Dan dachte über das Treffen nach. Rosebud Donnellys Stimme war gebrochen, und Emily Mankiller hatte ihren Arm berührt, als tröste sie ein Kind. Er nahm an, dass sie jemanden verloren hatte – möglicherweise ihren Ehemann. Vielleicht hatte Rosebud auf ihn gezielt, um sich für einen anderen Schuss zu rächen. Das könnte sein.

Ob ihr das genügte? Wahrscheinlich nicht. Eine Frau wie sie war mit einem Mal nicht zufrieden. Er

grinste über diesen Gedanken. Aber er war ziemlich sicher, dass sie kein zweites Mal auf ihn schießen würde. Er hatte ihr in die Augen geschaut. Ihr Mund mochte lügen, aber ihre Augen sagten etwas anderes.

Er rückte seine Jeans zurecht. Verflucht. Er hätte dieser Frau nicht so nahe kommen sollen. Sie duftete gut – und dann ihre Augen, die die Farbe eines Rehfalls im Frühling hatten. Er hätte ihr seidiges Haar nicht berühren und ihr nicht die Hand geben sollen.

Insgesamt gesehen hätte er niemals hierherkommen dürfen.

Und jetzt, dachte er resigniert, war es Zeit *da* hineinzugehen.

Zeit, es hinter sich zu bringen. Dan nahm seinen unnützen Hut. Er brauchte einen neuen, und zwar schnell. Wo er herkam, ging ein Mann nirgendwo ohne Hut hin.

„Nun?“ Dan war noch nicht einmal bis zum Esszimmer gekommen. Er seufzte. Seinem Onkel konnte man nicht entkommen. Das ganze Haus roch nach ihm.

Dan hatte so konzentriert darüber nachgedacht, was er seinem Onkel erzählen sollte, dass er den Mann mit der schwarzen Lederjacke nicht bemerkt hatte. War er auch ein Lakota? Was tat Cecil hier mit jemandem, der aussah, als gehöre er zu denjenigen, die Armstrong Holdings verklagten?

„Dan Armstrong“, sagte er. Ein Mann konnte durch einen Händedruck eine Menge über sein Gegenüber lernen.

„Shane Thrasher“, gab der Fremde zurück. Sein Händedruck war zuerst steinhart, wurde dann aber rasch schwächer, als versuche er etwas zu verbergen. Dan beschloss, dass er den Mann nicht mochte. Dass sein Onkel diesen Typen warm anlächelte, bestätigte seine Meinung. Nein. Er mochte ihn überhaupt nicht.

„Thrasher ist – was sind Sie noch mal?“ Cecil öffnete einen Kasten, den Dan noch nie gesehen hatte, und entnahm ihm eine dicke Akte. Der Kasten sah sehr alt aus, so alt wie das Haus. Cecil hatte ihn offenbar nicht hierher mitgebracht.

„Ein halber Crow“, antwortete Thrasher und setzte sich. Er benahm sich, als säße er oft auf diesem Stuhl.

Hatte Emily Mankiller nicht etwas über die Crow gesagt? Dan musste sich ein Geschichtsbuch besorgen, aber wenn er sich richtig erinnerte, dann hatte Miss Mankiller erzählt, dass die Crow sich mit den Weißen gegen die Lakota verbündet hatten.

„Stimmt. Ich bringe euch immer alle durcheinander.“ Thrasher rührte sich nicht. „Thrasher ist der Chef meiner Sicherheitsleute. Ein Insider, wenn du so willst.“

Chef der Sicherheitsleute? Er wirkte eher wie ein Revolverheld, den man mieten konnte. Vielleicht hatte Rosebud Donnelly auf Dan geschossen, vielleicht aber auch nicht. Dan vermutete, dass er sich mehr Gedanken über Shane Thrasher machen sollte als über die schöne Anwältin. „Sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen.“

Als Antwort begann Thrashers linkes Auge zu zucken. Die Abneigung beruhte offenbar auf Gegenseitigkeit.

Cecil studierte die dicke Akte. „Was für einen Eindruck hattest du von dieser Donnelly?“

„Sie macht Schwierigkeiten.“ Eine ehrliche Einschätzung. Allerdings war er sich nicht im Klaren darüber, ob das etwas Gutes oder etwas Schlechtes bedeutete. Vermutlich beides.

Thrasher stieß einen verächtlichen Laut aus, während Cecil einen Füllfederhalter aufschraubte und

etwas in die Akte schrieb. „Meinst du, du wirst mit ihr fertig?“

Zum ersten Mal in seinem Leben wusste Dan nicht, ob er mit einer Frau fertig werden würde. An einem einzigen Nachmittag war er beeindruckt, wütend und angetan gewesen. Eine gefährliche Kombination. „Ich habe sie für Samstagabend zum Essen eingeladen.“ Erstaunt zog Cecil die Augenbrauen hoch.

„Sie hat die Einladung angenommen“, fügte er hinzu. Einen Augenblick hatte ihre eiskalte Anwaltsfassade einen Riss bekommen. Sie auf Trab zu halten schien die einzige Möglichkeit, sie irgendwann einmal zu durchschauen. Und darauf zu achten, dass sie nicht bewaffnet war. Aber er sollte verflucht sein, wenn er das in Gegenwart von Thrasher erwähnte.

„Gut gemacht.“ Cecil grinste. Er sah auf eine teuflische Art und Weise regelrecht glücklich aus. „Was hab ich Ihnen gesagt, Thrasher?“

„Sie lagen richtig“, antwortete Thrasher in einem arschkriecherischen Ton.

Dan hatte plötzlich das Bedürfnis, Thrasher eine reinzuhauen. Stattdessen schlossen sich seine Finger fester um die Stuhllehne. „Ich dachte, es wäre vielleicht gut, wenn sie Cecil mal als Mensch und nicht immer nur als Gegner sieht.“ Zurzeit hatte Dan allerdings selbst Probleme, Cecil nicht als Gegner wahrzunehmen.

Cecil schaute Dan mit diesem gewissen Blick an, den er seit dem Begräbnis von Dans Vater hin und wieder einsetzte. „Halt den Mund, und sei ein Armstrong“, sagte dieser Blick. „Mir ist es scheißegal, wie sie mich sieht. Ich leite hier keine Wohlfühlgruppe. Ich möchte, dass du herausfindest, wo ihre Schwächen sind. Ich will, dass du sie fertigmachst. Verstanden?“

Dan wünschte sich, er hätte Texas nie verlassen. In Texas hatte er den Laden fest im Griff. Armstrong Holdings war eine Firma, bei der die Leute gerne arbeiteten. Am Empfang hing sogar eine Urkunde, auf der stand, dass sie zu den besten zwanzig im Staat gehörte. Hier in South Dakota ging es anders zu. Dan fühlte sich schmutzdelig. Er erinnerte sich daran, dass Cecils Mangel an Moral der Grund war, weshalb er hierhergekommen war. „Sie gewährt mir Einblick in ihre Akten.“

Cecil blickte triumphierend drein. „Na, das ist doch was. Ich habe dich unterschätzt, Junge.“

Junge. Der Stuhl krachte. Dan war nahe daran, einen oder beide Arme seines Stuhls abzureißen. Thrasher wirkte amüsiert.

„Ich habe am Samstag eine Verabredung in Sioux Falls. Ihr beide werdet also allein sein“, fuhr Cecil fort, während er eine weitere Notiz machte. „Ich erwarte Ergebnisse.“

Dan auch, aber er hoffte, dass seine Beweggründe edler waren. Immerhin hatte Thrasher diesen Auftrag nicht bekommen. Aber eine Einladung von Thrasher hätte Rosebud kaum angenommen. Sie schien nicht der Typ von Frau, der sich mit Idioten abgab.

„Was ist mit ihm?“ Dan schaute Thrasher nicht an. Er fürchtete, er würde den Rest seiner Gelassenheit verlieren und ihn schlagen.

„Zerbrechen Sie sich nicht Ihren hübschen Kopf über mich“, antwortete Thrasher und stand auf. „Ich bezweifle, ob wir uns je wiedersehen, Armstrong.“

Dan sprang auf und ballte seine Hände zu Fäusten, aber Thrasher war schon verschwunden.

„Wir sitzen alle im selben Boot“, sagte Cecil und verschloss den Kasten.

Nein. Dan sicher nicht.

Er wusste allerdings nicht, in wessen Boot er gerade saß.

5. KAPITEL

Rosebuds alter Taurus schaffte es bis zur Ranch. Das war gut. Und es war nicht so heiß, dass sie in ihrem Hosenanzug schwitzte. Auch das war gut.

Abgesehen davon war die Situation irgendwie unwirklich. Würde sie tatsächlich mit Cecil Armstrong zu Abend essen? Und mit seinem Neffen Dan? Fürchtete sie sich so sehr davor?

Oh ja, allerdings. Wenn sie ein Kettenhemd besessen hätte, hätte sie es an diesem Abend unter ihrem Hosenanzug getragen. Stattdessen hatte sie ein etwas weiter ausgeschnittenes Tanktop in einem sanften Rosaton gewählt. Sie wollte einigermaßen hübsch aussehen, wenn sie in den Kampf zog.

Sie würde es hinkriegen. Sie war Anwältin, verflucht noch mal. Immerhin hatte sie vor dem Obersten Gericht von South Dakota ein Plädoyer gehalten und gewonnen. Also würde sie auch mit den Armstrongs klarkommen.

Entschlossen griff sie nach ihrer Aktentasche und setzte ein Pokergesicht auf. Aber bevor sie aussteigen konnte, öffnete sich die Tür des Ranchhauses, und der Cowboy ihrer Träume trat heraus.

Er trug ein weißes Hemd, dessen Ärmel er hochgekrempelt hatte. Sein Gürtel mit der auffälligen Schnalle saß genau dort, wo er sitzen sollte. Einen Moment lang wünschte sie sich, er würde sich umdrehen und wieder hineingehen, damit sie einen Blick auf sein Hinterteil werfen konnte. Es fehlten nur noch der weiße Hengst und ein Sonnenuntergang.

Nur einen Kuss, dachte sie, und versuchte, nicht allzu zufrieden auszusehen. Dan Armstrong zu küssen war weiß Gott nicht das Schlimmste, was passieren konnte.

„Sie sind pünktlich“, sagte Dan und kam ihr entgegen. Als er ihre Hand nahm, schien er sich nur knapp zurückhalten zu können, sie nicht zu küssen.

Die Situation machte sie verrückt. Sie kämpfte gegen das Bedürfnis an, ihre Aktentasche wie ein Fallbeil zwischen ihnen herabsausen zu lassen. „Ich nehme an, Ihr Onkel schätzt Pünktlichkeit.“

Dan hielt immer noch ihre Hand. Warm. Kein bisschen verschwitzt. Er war nicht aufgeregt. Was sie noch nervöser machte. „Oh ja. Aber er ist nicht hier.“

Sie bedauerte das. Gleichzeitig machte ihr Herz einen Satz. „Oh!“ Sie würden allein sein?

Dans Blick bestätigte ihre Vermutung. Sie würden allein sein. „Er hat einen Termin bei irgendwelchen Sponsoren.“

Sie erhöhte ihren Einsatz auf zwei Küsse. Mehr auf keinen Fall. Wer weiß, wo das Ganze sonst hinführen würden. „Ihnen ist hoffentlich klar, dass ich alles tun werde, um zu verhindern, dass er in ein öffentliches Amt gewählt wird?“

„Natürlich.“ Dan konnte seinen Onkel nicht leiden. Aber was machte er dann hier, mit ihr? Schließlich ließ er ihre Hand los und trat einen Schritt zurück. Während er den Blick über ihren Körper wandern ließ, runzelte er die Stirn. „Das hier ist kein geschäftliches Treffen.“

Ihm war aufgefallen, dass sie einen Hosenanzug trug. Ob er auch bemerkte, dass es derselbe war, den sie bereits zwei Tage zuvor getragen hatte? Sie streckte ihr Kinn vor, bereit, sich gegen etwaige Kleidungs Vorschriften zu verteidigen. „Hätte ich die Einladung als gesellschaftliches Ereignis betrachten sollen?“

„Nein, wohl nicht.“ Er bot ihr seinen Arm an. Ritterlichkeit schien in Texas eine normale Verhaltensweise zu sein. Sie ignorierte ihre Aufregung. Wann war ein weißer Mann zum letzten Mal

so aufmerksam zu ihr gewesen? „Wollen wir?“

Als sie die Treppenstufen zum Eingang hochgingen, hatte Rosebud das unangenehme Gefühl, dass sie das Haus eines Dämons betrat. Sie musste auf der Hut sein und widerstand dem Bedürfnis, sich an Dans Arm festzuhalten. Schließlich war sie keine schwache Frau, die einen Beschützer brauchte. Es war nicht ihre Schuld, dass sich ihre Finger fest um seine nackten Arme schlossen.

„Waren Sie schon einmal hier?“, fragte er, während er die Tür für sie aufhielt.

„Niemals drin. Nur in der Nähe“, sagte sie, während ihre Augen sich an das Dämmerlicht der Eingangshalle zu gewöhnen versuchten. Alles war sauber. Sogar der Büffelkopf, der an der Wand hing, war staubfrei. Die Räume verströmten eine behagliche Atmosphäre.

Er nickte, während er sie einen dunklen Flur entlangführte. „Maria behauptet, dass Cecil außer dem Esszimmer und seinem Schlafzimmer bisher keinen der Räume betreten hat. Es ist fast wie ein Museum.“

„Wer ist Maria?“

„Die Haushälterin. Sie hat für uns gekocht.“ Dan stieß eine Schwingtür auf. „Ah. Gut. Maria, das ist Rosebud Donnelly, die Anwältin der Lakota, die Cecil verklagt. Rosebud, das ist Maria Villerreal. Sie schmeißt den Haushalt.“

„*Señor!*“ Maria war klein, sprach mit einem starken Akzent und war gerade dabei, sich ihren Mantel überzuziehen. Sie neigte den Kopf vor Rosebud. „Es ist mir eine Ehre, *señorita*.“

„Das Vergnügen ist ganz auf meiner Seite.“ Rosebud hatte weder ein makellostes Haus noch eine Angestellte, die offenbar freundlich behandelt wurde, erwartet. Vielleicht tat sie Cecil Armstrong unrecht.

„Das Essen steht im Ofen, *Señor*. Brauchen Sie noch etwas?“

Dan drückte Marias Hand. Rosebud sah, wie sie errötete. „Danke, Maria. Es riecht wunderbar. Sie können gehen. Grüßen Sie bitte Eduardo und die Jungs!“

„*Si, Señor*.“ Maria reichte Rosebud die Hand. „*Señor* Dan ist ein guter Mensch, *señorita*.“

Im Gegensatz zu seinem Onkel? Dan konnte noch nicht lange hier sein. Sie hätte davon gehört. Wie lange arbeitete Maria schon für Cecil? Dan war offenbar nicht nur zu ihr freundlich. Das sprach für ihn.

Dan rückte in der großen Küche einen Stuhl für Rosebud zurecht. Sie fand sein formales Gehabe ein bisschen albern, aber sein Lächeln dabei war unwiderstehlich. „Wir essen in der Küche?“

„Das Esszimmer ist Cecils Einsatzzentrale.“ Dan hantierte mit Tellern und Gabeln herum. Dann öffnete er den Backofen. Der Duft mexikanischen Essens erfüllte die Küche. „Ich hoffe, Sie mögen Tamale.“

„Sie nennen ihn Cecil?“

Dan zögerte. „Ja.“

„Sie mögen ihn nicht besonders.“

„Das geht den meisten Leuten so.“ Er holte Käse und bestreute die Tamale damit. Ein gut aussehender Mann, der etwas von Essen versteht, dachte Rosebud verblüfft. Sie würde sich trotzdem nicht von ihm beeindrucken lassen. „Sie mögen ihn auch nicht.“

„Ich habe ihn noch nie getroffen“, antwortete sie. „Er ist *Ihr* Onkel.“

„Stimmt. Und daran kann ich nichts ändern.“ Er klang unbeschwert, wirkte aber trotzdem

angespannt. Lächelnd stellte er den gefüllten Teller vor ihr ab. „Ich würde Ihnen ja ein Bier anbieten. Aber Ihr Hosenanzug sagt mir, Sie werden es nicht annehmen.“ Sie erwiderte sein Lächeln, doch als sie bemerkte, dass er sie beobachtete, erstarrte sie. Dachte er gerade an ihre „Begegnung“ im Tal, oder starrte er sie nur an? „Limonade?“, fragte er schließlich.

Katastrophe abgewendet, dachte sie. „Sehr gerne.“

„Erzählen Sie mir etwas über Ihren Namen.“ Er stellte ein Glas Limonade hin, wich aber nicht von ihrer Seite.

Sie schaute auf. Nein, er sah ganz ruhig aus. Seine Augen schimmerten wie Jade. „Fragen Sie mich gerade, ob ich nach einem Schlitten benannt wurde?“

Jade konnte allerdings nicht so funkeln, wie Dans Augen es gerade taten. „Meine Mutter liebt *Citizen Kane*“, sagte er und ging zum Herd zurück, um den Reis zu holen. „Ich wette, die Leute fragen Sie oft danach.“

Das Essen roch nicht nur unglaublich gut, es sah auch gut aus. „Nur von Weißen.“

Er musste lachen. „Schuldig im Sinne der Anklage.“

Gut. Er schien die Dinge mit Humor zu nehmen. Das war nicht nur selten, sondern auch ungewöhnlich, wenn man die vergangenen drei Jahre bedachte. Sie war daran gewöhnt, sich mit den Anwälten *dieses Mannes* herumzuschlagen, die sie herablassend behandelten. Als sie im College war, hatte sie Leute kennengelernt, die Indianer behandelten, als fühlten sie sich mitschuldig für deren Geschichte. Die Leute hier allerdings gingen mit ihr um, wie sie sich allen Indianern gegenüber verhielten: als sei sie eine schmutzige, dumme Rothaut.

Dan gehörte weder zu der einen noch zu der anderen Sorte von Leuten. „Sie können uns auch ruhig ‚Indianer‘ nennen. Ich bin eine Lakota-Indianerin.“

Er warf ihr einen Blick zu, der neugierig und respektvoll zugleich war. „Notiert. Und? Sind Sie nun nach einem Schlitten benannt?“

Sie musste lachen. „Ich bin nach einer Verwandten benannt, die in den vierziger Jahren nach New York gezogen ist. Sie hieß Rosebud Yellow Robe. Eine Familienlegende besagt, dass Orson Welles den Schlitten nach ihr benannt hat. Sie haben beide fürs Radio gearbeitet.“

„Interessant. Und Donnelly?“

Sie konnte nicht besonders gut kochen, und dieses Essen hier war das Beste, das sie seit Jahren genossen hatte. Sie versuchte, sich zu konzentrieren. Wenn sie sich nicht irrte, fragte er gerade danach, ob Donnelly ihr Mädchenname war. „Eine Großmutter heiratete einen Weißen. Lange Zeit bekamen sie nur Söhne.“

„Bis Sie geboren wurden.“

Sie erstarrte und fühlte sich unglücklich. Vorsichtig legte sie ihre Gabel ab und räusperte sich. „Ich hatte einen Bruder. Er war einer der Toten, den das FBI als Selbstmord zu den Akten gelegt hat.“

Aus dem Augenwinkel sah sie, wie er seine Hand spreizte. Nun mal los, ging es ihr durch den Kopf. Spiel die Mitleidskarte aus. Erzähl von Tanner! Sie fühlte sich plötzlich schmutzig. Es musste einen sauberen Weg geben, um an Cecil Armstrong heranzukommen. Wenn sie lange genug nachdachte, würde ihr etwas einfallen. Alles andere wäre besser als dieses private Abendessen mit seinem Neffen.

Schließlich antwortete er. „Ich werde das überprüfen lassen.“

„Das haben Sie schon gesagt.“ Sie versuchte, die Unterhaltung leicht zu nehmen, doch es gelang ihr nicht.

Er drehte sich auf seinem Stuhl herum, legte ihr eine Hand auf die Schulter und drehte sie zu sich. „Ich meine es ernst.“

Sie wollte ihm glauben, aber sie hatte zu viele Menschen kennengelernt, die ihre Versprechen gebrochen hatten. Doch etwas in seiner Haltung sagte ihr, dass es mit ihm vielleicht anders sein könnte.

Ihr wurde warm. Sie war nicht nur durcheinander, sondern spürte auch die erotische Spannung zwischen ihnen. Sie versuchte sich an einem Lächeln, das er erwiderte. Er ließ die Hand ihren Arm hinuntergleiten. Oh Mann! Wenn sie nicht vorsichtig war, würden seine Versprechen, sein Lächeln und seine Berührungen sie zu einer leichten Beute machen. Sie war schon jetzt komplett durch den Wind. „Ein Mann, der zu seinem Wort steht?“

„Immer“, gab er zurück und stand auf. „Es wird kalt.“

Glücklicherweise war das Essen immer noch warm – und vorzüglich. Sie aß langsam, um ihre Gedanken zu ordnen. Schließlich war ihr Teller fast leer. Sie nahm sich die Limonade vor. Dann schnitt sie das Thema an, das ihr am wenigsten verhänglich zu sein schien. „Richten Sie Maria bitte aus, dass das Essen köstlich war.“

„Sie wird sich freuen.“

„Wie lange kennen Sie sie schon?“

„Etwa eine Woche.“

Aha. Das beantwortete die Frage, wie lange er hier war. Kein Wunder, dass sie noch nichts von seiner Ankunft gehört hatte. „Wirklich? Sie wirken wie alte Freunde.“

Sein Grinsen war sowohl arrogant als zufrieden. „Meine Mutter hat mich dazu erzogen, zu allen Menschen freundlich zu sein. Egal, ob sie putzen oder der König der Welt sind.“ Jetzt sah er wieder sehr von sich überzeugt aus. „Außerdem habe ich Marias Gehalt erhöht. Mein Onkel hat ihr noch immer dasselbe bezahlt wie vor fünf Jahren, als er sie eingestellt hat.“

Das überraschte sie nicht. „Ihre Mutter muss eine kluge Frau sein“, sagte sie.

„Das ist sie. Sie ist Vizepräsidentin der Firma. Wir haben den texanischen Teil des Unternehmens als Team geleitet, bevor ich hierhergekommen bin.“ Er begann im Kühlschrank herumzustöbern. „Ich bin sicher, dass Maria hier irgendwo Kuchen hat. Interessiert?“

„Sehr gerne. Wird Ihre Mutter Sie hier besuchen?“ Sie würde die Frau, die diesen Charmeur zur Welt gebracht hatte, gerne kennenlernen.

„Sie würde in einer Gegend, in der sich Cecil aufhält, nicht mal tot überm Zaun hängen.“

Er war interessant, wie er zwischen hitzig und kühl, gesprächig und schweigsam hin und her wechselte. Dan trug sein Herz zwar nicht gerade auf der Zunge, aber beim Poker gewann er sicher auch selten. „Hört sich nach einer langen Geschichte an.“

„Sie ist eher alt als lang. Mutter hat Vater genommen statt Cecil. Cecil hat beiden nie vergeben. Er ist nicht einmal zu Vaters Beerdigung gekommen.“

„Und Sie arbeiten für ihn?“ Es war heraus, bevor sie den Mund schließen konnte.

Dan stellte ein Stück Kuchen vor sie hin, zog sich einen Stuhl heran und setzte sich. Erst dann wandte er sich ihr zu. Sein Blick wurde erst ernst, dann sah er gefährlich aus. Ob auch andere Leute

es schafften, ihn so gefährlich aussehen zu lassen, oder lag es an ihr? „Lassen Sie uns eins festhalten“, sagte er kalt. „Ich arbeite nicht *für* Cecil. Mir gehört der Anteil meines Vaters an der Firma. Mir gehören die Hälfte dieses Hauses, die Hälfte der Wasserrechte und die Hälfte des Staudammprojekts. Es ist ebenso gut meine Firma wie seine.“

Sie hatte offenbar einen wunden Punkt getroffen und fragte sich, ob Cecil das mit den Besitzverhältnissen auch so sah. „Aber Sie helfen ihm.“

Er sah sie an. Sein Charme war verschwunden. „Ich helfe meiner Firma.“

So war das also. Dan mochte seinen Onkel ebenso wenig wie das, was er tat. Vielleicht konnte sie Dan vom Bau des Staudamms abbringen. „Ihre Firma wird mein Reservat überfluten.“

Er schaute weg, als habe sie gewonnen und er verloren. Dann sagte er: „Enteignung.“

Er hatte also seine Schulaufgaben gemacht. Beide wussten, wer von ihnen der Verlierer war. Die Regierung würde dem Staudamm zustimmen, weil der Damm niedrige Energiekosten bedeutete. Niedrige Energiekosten waren gut für Politiker. Es war die Neuauflage einer alten Geschichte. Die Weißen brauchten das Land dringender als die Indianer. Trotzdem wollte sie ihn aufmuntern. Er schien unglücklich über den Staudamm zu sein. Langsam beugte sie sich vor und berührte seinen Unterarm. „Ich werde nicht klein begeben.“

Kopfschüttelnd legte er die Gabel ab und nahm ihre Hand. Sie spürte die Schwielen erst an ihrem Zeigefinger, dann in der Handinnenfläche. Wenn sie nicht gesessen hätte, hätten ihre Knie jetzt nachgegeben. „Damit rechne ich. Die Frage ist nur, welche Art von Kampf?“

Sie kam nicht dagegen an. Drei einsame Jahre forderten ihren Tribut. Daher beugte sie sich so weit nach vorn, dass sie eine bleiche Narbe auf seiner Wange sah, so nah, dass sein kurz geschnittenes Haar beinahe ihre Nase kitzelte. „Sie können nachsehen. Ich habe kein Gewehr bei mir.“

Er wandte sich zu ihr und zog ihre Hand an seine stahlharte Brust. „Hier nicht“, murmelte er, während seine Lippen über ihre hinwegstrichen. „Dafür sind Sie zu schlau.“

Schlau? Sie saß gerade in Cecil Armstrongs Küche und küsste dessen Neffen – einen Mann, den sie kaum kannte und auf den sie geschossen hatte. Was war daran schlau?

Aber war er klüger als sie? Er wusste oder sollte wissen, dass sie ein Loch in seinen Hut geschossen hatte. Welcher Mann ließ sich mit einer Frau ein, die er für gefährlich hielt? Welcher Mann arbeitete für – mit – Cecil Armstrong? Was für ein Typ war dieser Dan Armstrong überhaupt?

Oh Gott! Einer, der hinreißend küsste!

Er berührte sie, als bäte er sie um Erlaubnis. Es war nicht der Kuss eines Feindes. Sogar als er seine Finger um ihre schloss, tat er das, als warte er auf ein Zeichen von ihr. Mit der anderen Hand streichelte er ihr zärtlich die Wange. Die Berührung traf sie wie ein kleiner elektrischer Schlag. Darauf hatte er offenbar gewartet, denn er begann, mit der Zunge über ihre Lippen zu fahren. Plötzlich erinnerte sie sich daran, wie es sich anfühlte, eine Frau und nicht nur Anwältin zu sein. Ihr Körper bebte vor Verlangen.

6. KAPITEL

Dan hatte Rosebud nicht küssen sollen – jedenfalls nicht vor dem Nachtsch. Aber sie hatte ihn berührt und gesagt, dass sie gegen ihn kämpfen würde. Es hatte geklungen, als wolle sie das Gespräch im Bett fortsetzen.

Er hatte ihren Widerstand brechen und ihre schwachen Punkte herausfinden wollen. Doch jetzt geschah etwas völlig anderes.

Sie kam ihm nahe.

Es war ihm völlig egal, unter welchem Vorwand er sie hierhergelockt hatte. Nun war sie hier und küsste ihn. Er wollte mehr. Sie schmeckte süß wie Honig mit einem Schuss Zitrone und zog ihn an sich. Bereitwillig öffnete sie die Lippen und bog sich ihm entgegen, als er die Zunge in ihren Mund gleiten ließ.

Doch urplötzlich wich sie zurück.

Was war los? Sie errötete und schaute auf den vergessenen Kuchen auf dem Tisch. Gerade hatten ihre Hände und ihr Mund noch „Ja“ geschrien, nun schien ihre ganze Haltung „Nein!“ zu signalisieren. Dan war allein mit seiner Erregung. Er versuchte sich zu sammeln, doch es wurde nicht besser. Sie sah unglücklich aus.

Die kalte Schulter, die sie ihm nun zeigte, drückte es klar aus: Sie hatte einen Fehler gemacht, was sie bedauerte. „Ich hätte das nicht tun sollen“, sagte er. Es hörte sich nicht besonders überzeugend an.

Sie zuckte zusammen. „Ich sollte gehen.“ Das Sanfte war aus ihren Augen verschwunden. „Und zwar sofort.“

Es war sinnlos, mit ihr darüber zu streiten. Sie hatte sich entschieden. „Ich bringe Sie zu Ihrem Wagen.“

Sie widersprach ihm nicht, sorgte aber dafür, dass sie sich nicht zu nahe kamen, während sie durch die Eingangshalle in die Dunkelheit hinausgingen. Erst am Tor hielt sie inne. „Vielen Dank für das Essen.“ Sie hatte beide Hände auf den Rücken gelegt. „Bitte richten Sie Maria aus, dass ich es genossen habe.“

Nur das Essen? Diese Frau war scharf wie ein Rasiermesser.

„Ich werde am Montag um neun Uhr in Ihrem Büro sein“, erklärte er. Ärgerlich sah sie ihn an. Aber sie hatte es selbst gesagt, er war ein Mann, der sein Wort hielt. Er musste mehr über ihren Bruder in Erfahrung bringen. „Nur wenn es Ihnen passt natürlich.“

Sie ließ einige Zeit verstreichen, bevor sie antwortete. Kein Wunder, dass Cecil schon drei Anwälte zerschlagen hatte. Eine angepisste Rosebud Donnelly war ziemlich einschüchternd. Er schaute zu ihrem hässlichen kleinen Auto hinüber. Aber er konnte kein Gewehr sehen, das auf ihn gerichtet war.

„Natürlich“, sagte sie schließlich. „Sie machen ja nur Ihre Arbeit.“

Nachdem sie in den Wagen gestiegen war und den Motor angelassen hatte, drehten die Räder auf dem Kies durch. Dann hatte sie die Kontrolle über den Wagen und fuhr davon. Aber ihre letzten Worte hingen immer noch in der Luft. „Sie machen ja nur Ihre Arbeit.“

Als er sich umdrehte, um ins Haus zurückzugehen, sah er aus den Augenwinkeln einen orangefarbenen Lichtfleck. Nur ein kleiner Punkt, der aber hinter den Büschen nichts zu suchen hatte.

Kaum hatte er ihn wahrgenommen, war der Fleck auch schon verschwunden.

Ihm sträubten sich die Nackenhaare, und Thrashers Worte hallten ihm in den Ohren wider: *Ich bezweifle, ob wir uns jemals wiedersehen.*

Sein Onkel ließ ihn beobachten. Wut stieg in ihm auf. Dieselbe Wut hatte er gespürt, als sein Onkel kurz nach dem Tod von Dans Vater aufgetaucht war. Er hatte Dans Mutter darüber informiert, dass er ihr die Firma wegnehmen würde, wenn sie ihn nicht heiratete. Dan war sechzehn gewesen. Aber er hatte es nicht zugelassen, dass Cecil bestimmte, wo es langging. Und er würde es auch jetzt nicht zulassen.

Lass es gut sein, dachte Dan, während er sich zwang, langsam zum Haus zurückzugehen. Thrasher musste nicht wissen, dass Dan etwas von der Überwachung ahnte. *Lass die Sache mit Cecil gut sein. Lass das hier alles gut sein.*

Außer die Sache mit dem Kuss.

Dan hatte noch etwas vor. Er musste die Küche auseinandernehmen und nach versteckten Kameras und Mikrofonen suchen.

Er wusste jetzt, auf wessen Seite er stand.

„Guten Morgen, Mr Armstrong.“

Dan hatte den Raum kaum betreten, da kam die Empfangsdame schon mit einer Tasse Kaffee. Heute würde er definitiv nicht mehr als zwei davon trinken. „Miss Donnelly erwartet Sie.“

„Danke, Judy.“ Ihr freundliches Lächeln zeigte, dass er das Richtige gesagt hatte.

Sie führte ihn in das erbärmlichste Konferenzzimmer, dass er je gesehen hatte. Rosebud war bereits da. Vor ihr stand eine Box mit Akten. „Guten Morgen, Mr Armstrong.“ Sie schaute nicht auf. „Sie sind pünktlich.“

Sie klang nicht wie eine Frau, die er zwei Tage zuvor geküsst hatte. „Rosebud.“ *Zum Teufel mit diesen Förmlichkeiten!* „Ich dachte mir, Sie schätzen Pünktlichkeit.“

Nun sah sie ihn an und schenkte ihm ein kleines Lächeln. Wie schaffte sie es nur, in einem so hässlichen Raum so schön auszusehen? Die Wände waren mit einer Farbe gestrichen worden, die aussah wie Haferbrei, den jemand zu lange gekocht hatte.

So rasch das Lächeln auf ihrem Gesicht erschienen war, so schnell verschwand es auch wieder. Er fragte sich, ob sie wohl ein Gewehr in ihrer Tasche hatte. „Sind das die Akten?“

„Nicht alle.“ Er lehnte sich vor, um zu sehen, was sie schrieb. Aber sie schloss die Akte rasch. „Aber die hier werden Sie sicher den ganzen Tag lang beschäftigen.“

Dan sah sich um und bemerkte, dass es nur zwei Stühle gab. Er würde sich wieder auf das Wackelding setzen müssen. „Welche Akten sind das?“

„Was meinen Sie damit?“

„Sind es Cecils Akten, Akten über den Staudamm oder von der Polizei?“

Sie reagierte nicht. An diesem Tag würde er bei ihr nichts erreichen. Rosebud war nicht nur meilenweit davon entfernt, sich von ihm küssen zu lassen, sie war sogar weit davon entfernt, ihm überhaupt irgendwelche Schwachpunkte zu zeigen. „Polizeiakten.“ Sie widmete sich wieder ihren Notizen. „Sie sind ein Mann, der Wort hält, oder?“

„Ja, Ma’am.“ Er ließ sich vorsichtig auf dem teuflischen Stuhl nieder. Der quietschte prompt, als hätte er sich auf ein Eichhörnchen oder noch etwas Schlimmeres gesetzt. Er schaute auf und sah die

Heiterkeit in ihrem Gesicht. „Zufrieden?“

„Oh, durchaus.“

Sie lachte ihn aus. Er zog die oberste Akte heran und begann den Polizeibericht zu lesen.

Tanner Donnelly, männlich, achtundzwanzig Jahre alt, als er von seiner Tante, Emily Mankiller, mit einem Zweiundzwanziger in der Hand vor vier Jahren gefunden wurde. Er hinterlässt seine Tante und seine Schwester, Rosebud. In der Akte stand auch, dass die Frauen gesagt hatten, Tanners Erkennungsmarke aus seiner Militärzeit sei verschwunden. Die ermittelnden Beamten hatten keine Spur von ihr gefunden.

Der FBI-Agent, der die Untersuchung leitete, hieß Thomas Yellow Bird. Rosebud hatte für Yellow Bird eine eigene Akte angelegt. Anscheinend war Yellow Bird ein Bekannter von Tanner gewesen und hatte die Untersuchung so lange vorangetrieben, wie seine Vorgesetzten es erlaubten. Es gab außerdem eine Liste von E-Mails und Telefongesprächen mit einem gewissen James Carlson, einem Staatsanwalt in Washington.

Irgendetwas daran war seltsam. Dieser Typ namens Yellow Bird ging noch in Ordnung, aber dass Rosebud Kontakte in die Hauptstadt hatte? Vielleicht täuschte er sich. Das letzte Datum, das zu finden war, lag mehr als zehn Monate zurück. Sie musste gegen eine Wand gelaufen sein. Wahrscheinlich bat sie deshalb ausgerechnet ihn um Hilfe.

Neben den Akten der Polizei und des FBI gab es einen dicken Ordner mit Notizen und Gesprächen. Einige davon waren abgetippt worden, andere waren nur handschriftlich niedergelegt. Handschriftlich? Das Ganze wurde immer seltsamer. Aber Dan notierte sich alles, was ihm wichtig erschien. Seine Hand begann sich zu verkrampfen. Er mochte Tablet-PCs eigentlich nicht, aber er dachte darüber nach, sich bei seinem nächsten Besuch in der Stadt einen zu kaufen.

Als er fertig war, hatte Dan den Eindruck, dass er nun alles über Tanner Donnelly wusste – von seinen Frühstücksgewohnheiten bis hin zu seiner ersten Liebe. Schien ein guter Mann gewesen zu sein. Wenn Rosebuds Notizen korrekt waren – und daran zweifelte er nicht –, dann verstand er, warum sie nicht an Selbstmord glaubte.

Aber er hatte nichts gefunden, was auf Cecil oder Thrasher hinwies. Nicht mal eine Verbindung zu Armstrong Holdings.

Er hatte nichts in der Hand.

Als er sich zurücklehnte, um sich die Augen zu reiben, beobachtete Rosebud ihn. „Nun?“

„Sie haben absolut nichts in der Hand.“

Leicht neigte sie den Kopf zur Seite und tippte mit ihrem Kugelschreiber auf den Tisch. Dan ahnte, dass ein Kreuzverhör bevorstand. „Ist es das, was Sie Ihrem Onkel gesagt haben?“

„Wie bitte?“

„Als Sie ihm von unserem Abend berichtet haben. Ich bin sicher – wie soll ich es nennen –, dass er neugierig war, ob Sie Ihre Aufgabe erfüllt haben.“

Irrte er sich, oder war da ein wenig Röte in ihrem Gesicht? „Fragen Sie mich gerade, ob ich ihm von dem Kuss erzählt habe?“

Er hatte sich nicht geirrt. Als sie zur Tür schaute, nahm die Röte in ihrem Gesicht noch zu. „Das war doch Ihr Auftrag, oder? Ich bin nicht dumm, Mr Armstrong.“

Sie hatte ihn erwischt. Er hoffte sehr, dass sie kein Gewehr in ihrer Aktentasche versteckte. „Nur

ein Trottel würde das von Ihnen denken.“ Hoffentlich hielt sie ihn nicht für einen Trottel oder – noch schlimmer – für den Schoßhund seines Onkels.

Sie lächelte über das Kompliment, erwiderte es aber nicht. „Sie haben meine Frage nicht beantwortet.“

Er hätte zu gern gewusst, welcher Teil von ihr für die Schadensbegrenzung zuständig war, die Frau oder die Anwältin. „Sie tun gerade so, als ob meine Firma Ihren Stamm geküsst hätte.“

Einen Moment lang glaubte er, Zweifel in ihrem Gesicht zu sehen. „Ging es nicht darum?“

Er wusste, dass der blöde Stuhl ihn umbringen würde. Trotzdem lehnte er sich vor – nicht nahe genug, um sie zu berühren, aber nahe genug, um zu sehen, dass sie sich auf die Unterlippe biss. Der Stuhl quietschte laut, brach aber nicht zusammen. „Haben Sie möglicherweise schon einmal daran gedacht, dass *ich* Sie geküsst habe?“

Sie war stark. Abgesehen vom Erröten zeigte sie keine Reaktion. Sie lehnte sich nicht einmal zurück. „Kann Ihr Onkel das unterscheiden?“

Eine nette Art, ihm zu sagen, er solle die verdammte Frage beantworten. Er schüttelte den Kopf und hoffte, dass sie nicht noch wütender wurde. „Wollen Sie wissen, was ich ihm gesagt habe?“

„Bitte.“ Sie setzte sich etwas gerader hin.

Dan betrachtete sie einen Moment lang, bevor er sich todesmutig auf seinem Stuhl zurücklehnte. Wenn Cecil herausbekam, was er sagen wollte, würde er ihn wegen Hochverrats anklagen und verteilen lassen. Aber er hatte weder in der Küche noch in seinem Schlafzimmer Wanzen gefunden. Er hoffte inständig, dass der Raum, in dem sie saßen, ebenfalls nicht abgehört wurde. „Ich habe ihm gesagt, dass Sie zäher sind, als ich dachte. Ich habe ihm gesagt, dass ich mehr Zeit benötige.“

Sie schwieg. Die hübsche Röte verschwand aus ihrem Gesicht, aber das war auch das einzige Zeichen dafür, dass sie ihn verstanden hatte. „Aha. Haben Sie ihm erzählt, wie lange Sie brauchen würden?“

Er war zu weit gegangen. „Er hat mir erklärt, der nächste Gerichtstag sei in fünf Wochen.“

„Lassen Sie mich raten. Er will, dass ich bis dahin aus der Sache raus bin.“ Sie klang bedrückt.

„Das ist *sein* Wunsch.“

Sie wurde ganz still, klopfte nicht mehr mit ihrem Stift auf den Tisch, sie blinzelte nicht, und er musste sehr genau hinsehen, um festzustellen, ob sie überhaupt noch atmete. Als sie endlich sprach, war es kaum mehr als ein Flüstern. „Und was wollen *Sie*?“

Das war eine verdammt gute Frage! Aber er würde ganz bestimmt nicht darauf antworten, solange er auf diesem Höllenstuhl saß. So vorsichtig wie nur möglich stand er auf und ging zum Fenster. Sie brauchte offenbar einen Moment, um sich zu sammeln. „Kennen Sie Google? Das Motto der Firma heißt ‚Seien Sie nicht böse‘.“

Sie stieß einen verächtlichen Laut aus. „Das ist edel, aber naiv.“

„Nein. Das Abendessen war edel, aber naiv“, gab er zurück.

„Ich bin *nicht* naiv.“

„Nicht Sie. Ich.“ Er hatte geglaubt, dass er problemlos auf dem schmalen Grat zwischen lustvollem Interesse und kaltblütigem Betrug wandeln konnte. Er war dumm gewesen. Langsam drehte er sich zu ihr um: „Es war naiv von mir, zu glauben, dass mein Kuss nichts mit der Anklage Ihres Stammes gegen meine Firma zu tun haben könnte.“ Was redete er da bloß?

Sogar jetzt, während sie über ihn urteilte, sah sie wunderschön aus. Er würde sie gern fragen, ob sie sich mit ihm verabreden wollte. Er würde sie gerne irgendwo treffen, möglichst weit entfernt von diesem heruntergekommenen Besprechungsraum und Cecils Ranch. Irgendwo, wo nicht Armstrong Holdings zum Stamm der Red Creek sprach, sondern Dan zu Rosebud. Er würde gern diesen Haarknoten lösen, und ... Zum ersten Mal fiel ihm der Hosenanzug auf, den sie trug. Er sah aus wie der, den sie am Samstagabend und in der vergangenen Woche getragen hatte.

Besaß sie nur einen einzigen Hosenanzug?

Er musste sie angestarrt haben, denn sie begann ihre Papiere zusammenzusammeln. Die Beschäftigung konnte ihre Verlegenheit jedoch nicht verbergen.

„Was ist mit Ihrem Kopierer passiert?“ Die Frage war raus, bevor er es richtig bemerkt hatte. Er war sicher, dass es eine Verbindung zwischen dem Kopierer und dieser Anwältin gab, die nur einen einzigen Hosenanzug besaß.

Er konnte ihre Anspannung sehen. „Er ist kaputt.“ Sie nahm die Schachtel und hielt kurz inne, bevor sie hinausging. „Auf Wiedersehen, Mr Armstrong.“

Die Tür schloss sich hinter ihr.

Als Dans Augen sich an das helle Sonnenlicht auf dem Parkplatz draußen gewöhnt hatten, bemerkte er den Mann sofort. Der schwarze Ford Crown Victoria, die spiegelnde Sonnenbrille und der schwarze Anzug waren nicht zu übersehen. Irgendein Gesetzeshüter bemühte sich darum, unauffällig zu wirken.

Der Mann sah ein bisschen wie ein Lakota-Indianer aus. Er hatte die richtige Hautfarbe, allerdings stimmte der Rest irgendwie nicht. Er gehörte bestimmt nicht zur hiesigen Polizei. Und der Kerl beobachtete ihn hinter seiner Sonnenbrille.

Dieser Ort brachte Dan irgendwie völlig aus dem Konzept. Er fühlte sich, als tappe er gerade in eine Falle, und wünschte sich, er hätte seinen Revolver dabei.

„Dan Armstrong?“

„Kommt drauf an, wer fragt.“ Jupp. Die Sprache des guten alten Westens floss wie von selbst aus ihm heraus.

„Tom Yellow Bird.“ Er streckte die Hand aus. Unter seiner Jacke wurde eine Glock-Pistole sichtbar.

Sein Händedruck gefiel Dan. Nicht zu fest, aber auch nicht zu weich. „Was kann ich für Sie tun, Mr Yellow Bird?“

Yellow Bird warf ihm einen prüfenden Blick zu. „Kommt drauf an, was Sie hier machen. Ich habe gehört, Sie beschäftigen sich mit dem Donnelly-Selbstmord.“

„Die Dinge sprechen sich schnell herum.“

„Es ist ein kleines Reservat. Und es wird noch kleiner werden, wenn Cecil Armstrong sich durchsetzt.“ Yellow Bird wartete, aber auch Dan hatte es nicht eilig, darauf zu reagieren. Yellow Bird brach das Schweigen zuerst. „Sie haben Rosebud getroffen?“

„Habe ich. Sie kennen sie?“

„Ich kannte ihren Bruder.“ Er sagte es, als sehe er in Rosebud die noch immer nervende kleine Schwester. Dan musste darüber lächeln, aber er unterdrückte den Drang. „Wir haben einen guten Mann verloren.“

Das *wir* bedeutete: erst die Indianer, dann das FBI. „Sie glauben die Geschichte vom Selbstmord nicht?“

Yellow Bird räusperte sich. „Offiziell heißt es so. Die Untersuchungen wurden vor zwei Jahren abgeschlossen.“

„Und inoffiziell?“

Yellow Bird grinste, was sein Gesicht härter aussehen ließ. Diesen Mann musste man ernst nehmen; das war sicher. „Das werden Sie nächstes Jahr sehen. Dann steht hier alles unter Wasser.“

Inoffiziell arbeitete Yellow Bird also immer noch an dem Fall. „Das ist mir klar.“

„Pläne können sich ändern.“ Yellow Bird zog eine Visitenkarte hervor. „Inoffiziell.“

Dan sah dem Ford nach und schaute sich um, um zu sehen, ob jemand das Treffen beobachtet hatte. Doch er konnte niemanden entdecken.

Was, zum Teufel, war da gerade los gewesen? Hatte Yellow Bird nicht eher über Armstrong Holdings als über Tanner Donnelly geredet? Wenn er es nicht besser gewusst hätte, dann hätte Dan geschworen, dass Yellow Bird ihm eine Tür offen gelassen hatte. Nur für den Fall.

Blödsinnige Vermutungen. Dan hatte keine Ahnung, ob er Yellow Bird richtig verstanden hatte.

Für Rosebud war der Rest der Woche sowohl besser als auch schlechter als der Montag. Dan kam jeden Morgen um neun Uhr in ihr Büro, setzte sich auf den wackeligen Stuhl und machte sich Notizen, während Rosebud ihre Akten für die nächste Anhörung über eine einstweilige Verfügung gegen das Staudammprojekt durchsah. Das Ganze hätte eigentlich langweilig sein müssen. Doch das war es nicht.

Am Dienstag brachte Dan hausgemachte Schokoladenkekse mit. Am Mittwoch gab es Brownies und am Donnerstag Cupcakes für das ganze Büro. Am Freitag kannte er die Namen von allen, die in dem Gebäude arbeiteten, und brachte für Tante Emily Zimtrollen mit. Rosebud wusste nicht genau, ob er sie mit all dem einwickeln wollte oder ob er seine Hausaufgaben gemacht hatte und wusste, dass es bei den Lakota üblich war, kleine Geschenke mitzubringen. Wie auch immer: Es funktionierte.

Judy schmachtete Dan inzwischen regelrecht an. Rosebud konnte es ihr nicht verdenken. Er sah gut aus, war schlau, wahnsinnig reich und immer aufmerksam. Er trug weder einen Ehering, noch gab es irgendein Anzeichen dafür, dass er ihn abgelegt hatte.

Rosebud blieb Dan gegenüber verschlossen. Aber sie glaubte, dass sie damit ihre Kraft verschwendete. Dan war ein Gentleman. Er machte keine Anstalten, sie noch einmal zu berühren, geschweige denn sie zu küssen. Er erwähnte den Kuss nicht einmal mehr. Er tat so, als sei nichts passiert. Sie unterhielten sich ausschließlich über den Inhalt der Akten. Und wie es schien, glaubte Dan ebenfalls, dass Tanner sich nicht umgebracht hatte.

Sie beschloss, dass er die Wahrheit gesagt hatte. Er hatte seinem Onkel nichts von diesem Kuss erzählt.

Sie hingegen träumte nachts von diesem Kuss. In ihren Fantasien war der Kuss nur der Anfang. Einmal träumte sie davon, dass sie ausritten und nackt am Ufer des Dakota lagen. In der nächsten Nacht verbarg ein altmodisches Zelt sie vor der Welt. Sie erwachte erhitzt und durcheinander. Dann musste sie zur Arbeit gehen und Dan gegenüber sitzen, als sei nichts geschehen. Am Freitag war sie völlig fertig.

Wenigstens musste sie ihn am Wochenende nicht auch noch sehen. Wenn ihr Wagen es schaffte,

wollte sie zur Universität von South Dakota fahren, wo sie studiert hatte. Sie musste mehr über Dan Armstrong herausfinden, und dafür brauchte sie einen Computer mit Internetzugang.

Ihr blieben nur noch vier Wochen.

7. KAPITEL

Dan beugte sich über die Architekturzeichnungen und verglich sie mit dem Bericht der Techniker. Virgil Naylor, der Chef von Naylor Engineering, stand neben ihm und machte ihn auf Details aufmerksam. Naylor war ein schmaler, unsicherer Mann, den Dans Schweigen noch nervöser machte.

Irgendwas stimmte nicht mit den Berichten. Er deutete auf eine Fußnote. „Hier steht, dass ein Wasserkraftwerk fast ebenso viel Energie liefern würde wie ein Staudamm.“

„Nur unter den besten Bedingungen.“ Naylor machte eine abwehrende Handbewegung, als wolle er den Einwand beiseiteschieben.

„Warum bauen wir dann kein Wasserkraftwerk?“ Das wäre die sinnvollste Lösung. Ein Wasserkraftwerk würde weder das hübsche kleine Tal noch das Reservat der Red Creek überfluten.

Naylors Mund verzog sich, als habe er in eine Zitrone gebissen.

„Weil Wasserkraftwerke die Elektrizität nicht speichern, wenn die Nachfrage gering ist.“

„Und was bringt die Möglichkeit der Speicherung?“

Naylor wurde noch ein wenig röter. „Auf die Lebenszeit des Staudamms gerechnet etwa 0,919 Cent pro Kilowattstunde.“

„Bei einer Spitzenleistung von 150 Megawatt?“

„Ja.“

Dan rechnete. „Das macht einen Unterschied von weniger als dreitausend Dollar im Jahr.“

„Mr Armstrong. Ich bin sicher, dass Sie die Vorteile von Speicherkapazitäten kennen ...“ Naylor zählte noch einmal – das dritte Mal innerhalb von zwei Stunden – alle Vorteile auf.

Was für eine blödsinnige Art, den Samstag zu verbringen, dachte Dan frustriert. Er fragte sich gerade, ob er Jim Evans, seinen Ingenieur in Amarillo, hochkommen lassen sollte, damit der sich diesen Kram anschauen konnte, als sein Telefon klingelte. Danke, dachte er. Er kannte die Nummer auf dem Display nicht, aber der Anruf kam aus South Dakota. „Hallo?“

„Dan? Hier ist Rosebud. Donnelly“, fügte sie hinzu, als ob er Massen von Rosebuds kannte.

Sie rief ihn an. Die Kekse hatten also gewirkt. Dan unterdrückte ein Lächeln, entschuldigte sich bei Naylor und ging hinaus, um allein zu sein. „Hey. Was geht ab?“ Was war los mit ihm? War er plötzlich wieder dreizehn?

„Um ehrlich zu sein, habe ich ein Problem.“ Sie klang besorgt. „Mein Wagen ist liegen geblieben. Niemand hat Zeit, mich abzuholen. Ich brauche Hilfe.“

Eine Jungfrau in Nöten. Und da rief sie ausgerechnet ihn an. Sie hatte entweder wirklich keine andere Möglichkeit, oder ... Er schob den Gedanken beiseite. „Mein Treffen ist gerade beendet. Wo sind Sie?“

Nach kurzem Schweigen sagte sie: „Wissen Sie, wo sich die Universität von South Dakota befindet?“

„Nein. Was machen Sie dort?“

„Hm, Nachforschungen anstellen. Können Sie mich hier abholen oder nicht?“

Wie es aussah, war die Jungfrau wirklich in Nöten. „Ich brauche noch eine Viertelstunde hier.“

„Mein Wagen steht hinter der Bibliothek. Sie werden ungefähr eine Stunde bis hierher brauchen.“

„Dann sehen wir uns in einer Stunde.“ Er beendete das Gespräch und starrte auf sein Handy.

Nachforschungen? Hatte die Universität überhaupt eine Fachbibliothek für juristische Angelegenheiten?

„Mr Armstrong?“ Naylor war nach draußen gekommen. „Es ist schon spät. Haben Sie noch Fragen?“

„Nur eine.“ Es dauerte einen Moment, bis er seine Gedanken von Rosebud abwenden konnte. „Wem haben Sie noch von der Möglichkeit, ein Wasserkraftwerk zu errichten, erzählt?“

Naylor lief rot an. „Ich versichere Ihnen, dass Naylor Engineering alle Aufträge vertraulich behandelt ...“

Dan schnitt ihm das Wort ab. „Sie haben darüber mit niemandem vom Stamm der Red Creek gesprochen?“

„Definitiv nicht.“ Naylor stampfte fest auf den Boden und sah dabei wie ein beleidigter Wellensittich aus. „Diese, diese *Wilden* haben Material im Wert von mehreren Tausend Dollar zerstört. Ich würde mich mit diesen Typen niemals einlassen.“

Der kleine Mann klang wie Dans Onkel. Dan war in der Gegend noch nicht viel herumgekommen. Er kannte nur das Reservat, die Ranch und das kleine Tal. Redete hier jeder in diesem Ton von den Indianern? Fürchtete auch Rosebud, dass er sie für eine Wilde hielt?

Er wusste es besser. Im Gegensatz zu diesem Zwerg, der ein Ingenieurdiplom hatte, würde Rosebud überall eine gute Figur machen. Er sah dem kleinen Mann zu, der in seinen Wagen stieg, und wusste, wer hier der Wilde war. Bestimmt nicht die schöne Anwältin.

Dan brauchte schließlich mehr als eineinhalb Stunden, bis er die Universität erreichte. Verdammtes Navi, grummelte er, während er nach einem alten Auto und einer jungen Frau Ausschau hielt. Wenn er auf einem Pferd saß, konnte er spielend den Kurs des Euro in Bezug auf den Yen ausrechnen, aber so ein Navi mit seinem „An der nächsten Kreuzung rechts abbiegen ...“ brachte ihn fast um. Es war fast fünf Uhr. Das Universitätsgelände wirkte ausgestorben. Er fand Rosebuds Wagen, konnte sie aber nirgendwo entdecken, bis er einparkte.

Sie saß auf dem Fahrersitz und umklammerte das Lenkrad. Ihr Haar war offen. Sie trug ein blassgrünes T-Shirt, das lässig aussah, und wirkte eher wie eine Studentin als eine Anwältin.

Als sie ihn sah, sprang sie aus dem Wagen und schaute umher. Wovor fürchtete sie sich? Aber dieser Gedanke wurde von Rosebuds Anblick rasch verdrängt. Was immer dieser Tag noch brachte, er war schon jetzt gerettet. Rosebud sah großartig in ihren engen Jeans aus.

„Hi“, sagte sie mit einem vorsichtigen Lächeln, das breiter wurde, als sie hinzufügte: „Netter Hut.“

Dan zog den neuen Stetson vor ihr. „Danke. Ich hoffe, dieser hier bleibt für ein paar Tage heil.“

Sie neigte den Kopf zur Seite. Dabei floss ihr die schwarze Seide, die sie „Haar“ nannte, über die Schulter. Unwillkürlich wurde er an seinen ersten Ausritt in das Tal erinnert.

Sie musste es gewesen sein. Klar, hatte er ein paar Idioten außerhalb des Reservats sagen hören, dass alle Indianer gleich aussähen, aber wie sie sah niemand aus. Er fragte sich wieder, warum sie es getan hatte. Wie es schien, hatte hier fast jeder einen Grund. „Ich höre mich immer noch um.“ Sie wirkte nicht besonders überzeugend, klang eher, als sei sie dieser Lüge überdrüssig.

Dan wollte das Thema jetzt nicht verfolgen. Es war Samstagnachmittag in der Stadt, und er war in Gesellschaft einer schönen, wenn auch gefährlichen Frau. „Warum haben Sie im Wagen gewartet? Es ist ein wunderschöner Tag!“

Sie warf ihm einen rätselhaften Blick zu. „Es ist sicherer so. Die Bibliothek ist schon geschlossen.“ Bevor er sie fragen konnte, was das bedeuten sollte, lächelte sie ihn scheu an. „Danke, dass Sie gekommen sind.“

„Was ist mit Ihrem Wagen los?“

Sie wirkte abgespannt. „Der Motor springt nicht an. Er klang schon auf dem Hinweg ein bisschen komisch. Aber ich habe gedacht, er schafft es bis nach Hause.“

Sie öffnete die Motorhaube. Dan schaute hinein. Er hatte schon einen oder zwei Motoren auseinandergenommen, aber dieses Ding hier stammte aus der Steinzeit. Ein Antriebsriemen war kaputt, und auch sonst sah der Motor alles andere als gut aus. Als er Rosebud darum bat, den Motor anzulassen, hörte man nur ein Klicken. Der Motor wirkte toter als tot. Dan war sich ziemlich sicher, dass auch die Batterie leer war. „Wann haben Sie den Wagen zum letzten Mal durchchecken lassen?“

Sie zuckte mit den Achseln, biss sich aber gleichzeitig auf die Unterlippe. „Ist ein paar Jahre her.“

„Jahre?“ Ungläubig schüttelte er den Kopf. „Sie können froh sein, dass Sie überhaupt bis hierhergekommen sind.“

Sie streckte das Kinn vor und schob die Hände in die Gesäßtaschen ihrer Jeans. „Ich kann vor allem froh sein, dass Sie Zeit haben, mich abzuholen.“

Dan hatte viel Erfahrung mit dem anderen Geschlecht. Er musste sich schon sehr täuschen, wenn sie nicht gerade eben eine Botschaft an ihn übermittelt hatte. Und die lautete: „Lust auf ein bisschen Stadtleben?“

„Ich schätze, wir sind beide froh darüber.“

Sie betrachtete ihn lange und abschätzend. „Das werden wir noch sehen.“

Er würde wohl nie herausbekommen, was diese Frau dachte, aber in der Zwischenzeit würde er viel Spaß haben. „Haben Sie schon einen Abschleppwagen bestellt?“

Er hatte offenbar das Falsche gefragt. „Nein.“

„Warum nicht?“

Sie sah schon wieder verlegen aus, dabei hatte er sie noch nicht einmal geküsst. „Joe kann ihn abholen.“

„Wann?“ Sie antwortete nicht. Das sprach Bände. Der Blechhaufen hier würde noch tagelang herumstehen, bevor er abgeholt und zum nächsten Schrottplatz gefahren würde. Dan nahm sein Handy, um einen Abschleppdienst anzurufen.

„Nein!“ Bevor er überhaupt reagieren konnte, fasste sie nach seiner Hand. „Bitte nicht.“

„Nennen Sie mir einen guten Grund!“

Hoffentlich fühlte sie nicht seinen Puls rasen, während er ihr in die Augen blickte. Sie blinzelte. „Ich habe kein Geld für so was.“

Er brauchte einen Moment, um diese Information zu verarbeiten. „Sie haben kein Geld, um den Wagen reparieren zu lassen?“

Sie ließ seine Hand los, als habe sie sich verbrannt, und schaute drein wie ein gehetztes Tier. „Nein. In Ordnung? Ich habe kein Geld.“

Ein kaputter Kopierer. Ein einziger Anzug. Handgeschriebene Notizen. Eine Stunde Autofahrt für „Nachforschungen“.

Zur Hölle damit. Er wusste, was er zu tun hatte. Er begann zu wählen. „Doch, haben Sie.“ Er hielt

eine Hand schützend vorsich, bevor sie auf ihn losgehen konnte. „Ich koste Sie eine Menge Zeit. Mein Anwalt in Texas nimmt einhundertfünfundzwanzig Dollar pro Stunde für Beratungsgespräche. Rechnen Sie mit! Sechs Stunden pro Tag, und das fünf Tage lang. Das macht ungefähr viertausend.“

Ihr stand der Mund offen. „Dollar?“

„Genau.“

„Ich kann nicht ...“

Er sprach in sein Handy. „Ja. Ich brauche einen Abschleppwagen zu einer Werkstatt.“

Als er das Gespräch beendet hatte, saß sie mit angezogenen Knien auf dem Bordstein. Sie sah nicht besonders glücklich aus, eher als habe sie jemand eingefangen.

Dan setzte sich zu ihr. „Glauben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, dass niemand weiß, dass ich hier bin?“

Sie zuckte mit den Schultern und rückte ein Stück beiseite. „Sollte ich?“

„Sie sollten wenigstens erwägen, dass es die Wahrheit sein könnte.“

Aus den Augenwinkeln sah er, dass sie lächelte. Er musste sich zusammenreißen, um sie nicht anzustarren. „Ich bin Anwältin, Dan. Die Wahrheit ist immer relativ.“

„Ich gehöre zu denen, die lieber für oder gegen etwas sind.“

Sie stieß einen verächtlichen Laut aus. Er hoffte, es bedeutete Zustimmung. „Die Wahrheit ist, ich habe keiner Seele von dem Kuss erzählt. Nachdem Sie gegangen sind, habe ich die Küche nach Wanzen durchsucht und keine gefunden. Ich habe Ihren Anruf draußen entgegengenommen, wo mich keiner hören konnte. Und ich habe niemandem – nicht einmal Maria – gesagt, wohin ich fahre.“

Sie nickte und dachte nach. Das war immerhin ein Fortschritt.

Dan sah sich um. Die Sommersonne verschwand gerade hinter einigen größeren Gebäuden, die lange Schatten auf den Parkplatz warfen. „Ich werde langsam hungrig. Wir sollten unterwegs etwas essen. Ich bezahle.“

Sie stand abrupt auf. In die Ecke gedrängt, dachte er. „Ich kann nicht ...“

Er stand ebenfalls auf und nahm ihre Hand. „Sie können, und Sie werden. Ich werde das Ganze einfach eine Verabredung nennen. Ich möchte, dass es unter uns bleibt. Keine Onkel, keine Tanten, keine Firmen, keine Stämme.“

„Und wenn ich Nein sage?“

„Sie wären nicht die Erste.“ Er hatte sich vor ungefähr einem Jahr von seiner letzten Freundin getrennt. In Wichita Falls interessierten sich die Frauen mehr für sein Geld als für ihn. Und er hatte keine Zeit, sich in Fort Worth umzusehen. Aber hin und wieder bekam er es hin, sich zu verabreden. Rosebud würde weder die Erste noch die Letzte sein.

Sie kaute wieder auf ihrer Unterlippe. „Sie haben nur noch vier Wochen. Könnte sein, dass Sie die Hoffnung verlieren und jemandem davon erzählen.“

„Schon möglich, dass ich die Hoffnung verliere.“ Er setzte alles auf eine Karte. Er hielt ihre Hand weiter fest, stellte sich unmittelbar vor sie hin und fuhr mit dem Daumen über ihre Wange. Ihre Lider flatterten; sie lehnte sich leicht gegen seine Hand. „Aber so hoffnungslos werde ich nie.“

Sie ließ zu, dass er sie küsste, ließ zu, dass er sie so dicht an sich zog, dass er spüren konnte, wie ihre Brustwarzen sich unter ihrem T-Shirt aufrichteten. Oh ja, ihr Körper war unbedingt für eine Verabredung und sogar für sehr viel mehr. Er hatte keine Ahnung, was ihr Mund dazu sagen würde.

Doch fürs Erste zog er sich zurück. Nur ein kleiner Kuss, mehr nicht.

Eine Autohupe dröhnte über den Parkplatz. „He, Sie da! Haben Sie einen Abschleppwagen bestellt?“, rief der Fahrer.

„Denken Sie über eine Verabredung nach“, flüsterte er und ließ sie los.

„In Ordnung.“

8. KAPITEL

Das Auto eines Mannes sagte eine Menge über seinen Besitzer aus. Dans Wagen schien nicht geliehen zu sein, sondern ihm zu gehören. Er hatte ihn aus Texas mitgebracht.

Rosebud strich über das luxuriöse Leder des Beifahrersitzes und schaute sich unauffällig um. Dan hatte ihr seine Autoschlüssel gegeben, nachdem der Fahrer des Abschleppwagens sie „Süße“ genannt hatte. Es war ungewohnt, dass ein Mann sich um sie kümmerte, aber sie saß lieber hier im Wagen, als mit dem Mann vom Abschleppdienst zu verhandeln.

Rosebud schaute sich die eingestellten Radiokanäle an. Lauter Countrysender, aber auch solche, auf denen Rock und Fusion gespielt wurde. Wie ungewöhnlich!

Sie zappte durch die Sender, bis sie bei einem Lied der Countrysängerin Miranda Lambert hängen blieb. Dann sah sie sich weiter um. Der Wagen war sauber, kein zerknülltes Papier, keine Dosen, auf dem Armaturenbrett aus Walnuss war nicht einmal Staub zu sehen. An der Heckscheibe hing ein Gewehr an einem Haken, doch es war offensichtlich nicht geladen. Hatte Dan schon immer ein Gewehr im Auto spazieren gefahren, oder hatte er es erst seit ihrem „Fehlschuss“ dabei?

Erneut schaute sie sich das Gewehr an. Es war ein Meisterwerk mit einem Schaft aus Walnussholz mit Intarsien aus Silber, die Hunde bei der Jagd zeigten. Die Hunde sahen aus, als seien sie aus Gold, ebenso wie der Abzug der Flinte. Sie wusste wenig darüber, was ein solches Gewehr kostete, nahm aber an, dass sie ein ganzes Haus für den Gegenwert würde kaufen können.

Sie fühlte sich fehl am Platz. Während ihrer Studienzeit hatte sie hier und da Kontakt zu Leuten mit Geld gehabt, aber nicht einmal ihr damaliger Freund James war so reich gewesen, wie Dan es offensichtlich war. Sie selbst war arm. Was wollte ein Ölmillionär – sie verstand plötzlich, dass Dan genau das war – mit jemandem wie ihr?

Allmählich wurde sie nervös. Worüber sprachen die beiden Männer so lange? Entnervt sah sie in den Rückspiegel. Dan hatte sich über den Motor ihres Wagens gebeugt und zeigte auf etwas. Der Fahrer schüttelte den Kopf. Sie deutete das Geschehen draußen als schlechtes Zeichen für den Zustand ihres Autos und wusste nicht, was es kosten würde, den Wagen wieder in Ordnung bringen zu lassen. Aber sie hatte nur dieses eine Auto, und ein neues konnte sie sich nicht leisten.

Es fühlte sich nicht gut an, dass Dan für den Abschleppdienst bezahlte und sie auch noch zum Essen einladen wollte. Gehörte er etwa zu den Typen, die glaubten, ein Essen und eine bezahlte Reparaturechnung würden alles in Ordnung bringen?

Sie erschauerte. Ihr war klar, dass er charmant und tüchtig war – und sie zu Fall bringen sollte. Aber sie fühlte – fühlte, nicht *dachte* –, dass er auf ihrer Seite war. Plötzlich erinnerte sie sich an ihre Unterhaltung am Telefon. Er hatte weder ihren Namen genannt noch irgendetwas erwähnt, was auf sie hinweisen konnte. Er hatte sie gefragt, ob sie mit ihm ausgehen würde.

Sie wollte gern mit *ihm* ausgehen – wenn sein Name nur nicht Armstrong wäre.

Himmel, in was für ein Durcheinander war sie da nur geraten?

Sie wusste, wie sie herausbekommen konnte, was in ihm steckte, und kramte in ihren Aufzeichnungen, als er einstieg.

„Er wird Sie anrufen, wenn er fertig ist.“ Er legte seinen Hut auf die Ablage, lehnte den Kopf gegen die Nackenstütze und lauschte dem Song „Schießpulver und Blei“. „Wollen Sie mir damit

etwas sagen?“, fragte er grinsend und ließ den Wagen an.

Der Motor schnurrte. Rosebud war neidisch. Sie hätte auch gern einen Wagen, der einfach so ansprang, wenn man den Anlasser betätigte. „Zufall, nichts weiter“, antwortete sie.

Dan schaute sie lange an, lange genug, dass sich Rosebud wie im Zeugenstand vorkam. „Aha.“ Dann schenkte er ihr ein zufriedenes Lächeln und setzte zurück. „Ich kann sie wieder herbringen, aber es wird ein paar Wochen dauern, bis die Reparatur erledigt ist.“

„Sie müssen das nicht tun, aber ich weiß es zu schätzen.“ Einige Wochen waren lang, aber solange sie sich im Reservat aufhielt, konnte sie auch ihren Schecken reiten.

Er warf ihr einen bissigen Blick zu. „Außerdem können Sie Ihre Nachforschungen fortsetzen. Wohin fahren wir?“

Wäre es so schlimm, sich mit ihm zu verabreden? Zwei Erwachsene, die miteinander aßen und sich vielleicht ein bisschen küssten? Sie dachte über ein Restaurant nach, das Dan gefallen könnte, aber ihr fiel nichts ein. Als sie hier die Uni besucht hatte, hatte sie nicht genug Geld gehabt, um schick essen zu gehen. Außerdem war das auch schon sieben Jahre her.

„Es muss nicht fein sein“, sagte Dan, als lese er ihre Gedanken. „Jedes Restaurant, in dem es Steaks gibt, ist für mich in Ordnung.“

Sie erinnerte sich daran, dass Tanner einmal Bob's Roadhouse erwähnt hatte. Tom Yellow Bird und er hatten dort früher oft herumgehungen. Es musste gut gewesen sein, weil sie oft dort gewesen waren. „Ich kenne ein Restaurant, von dem ich annehme, dass das Essen dort gut ist. Fahren Sie da vorne links und dann auf den Highway. Und nebenbei: Ich glaube, ich habe alles gefunden, was ich brauche.“

„Aha? Irgendwelchen Dreck, den Cecil am Stecken hat?“

„Nee.“ Hatte er das nicht vorausgesehen? Sie konnte sich nicht helfen, sie genoss die Situation. „Es ging um Sie.“

Er lenkte den Wagen auf den Standstreifen. „Um mich?“

„Ja.“ Die Frage war, ob er zu den Dingen stehen würde, die sie herausgefunden hatte. „Sie sind ja eine richtige Berühmtheit.“

Er seufzte resigniert. „Sie haben das Plakat gefunden, oder?“

„Dies hier?“ Sie zog die schwarz-weiße, etwas unscharfe Kopie aus einem Ordner. Auf dem Computerbildschirm war das Bild glasklar gewesen: ein Junge mit blonden Locken, der lächelnd neben einem Ölförderturm stand. „Sie waren das Gesicht von Armstrong Oil.“

„Seien Sie nachsichtig. Ich war sieben Jahre alt. Mein Vater hat mir ein Eis dafür spendiert.“ Nervös trommelte er auf dem Lenkrad herum. „Pfefferminz mit Schokoladenstückchen, wenn ich mich richtig erinnere. Dieses verfluchte Plakat spukte fast zehn Jahre lang herum. Ich glaube, jedes Mädchen auf der Highschool hatte ein Exemplar davon.“ Er schaute zu ihr hinüber. Seine Erregung ließ ihn dem Jungen auf dem Plakat noch ähnlicher sehen. „Ein zu hoher Preis für eine Portion Eis.“

„Sie wollten in der Highschool nicht als *süß* gelten.“

Er schmolte. Dabei sah er ganz und gar nicht kindisch aus, sondern eher wie ein *süßer* Kerl. „Ich habe es gehasst. Darum habe ich eine ganze Menge Sachen gemacht, die überhaupt nicht süß waren.“

„Aber warum musste es ausgerechnet das Rodeo-Team sein?“ Sie gluckste. „Warum nicht American Football?“

„Meine Mutter wollte nicht, dass ich Football spiele. Sie hatte Angst, dass ich mich verletze.“

„Rodeo schien ihr sicherer zu sein als Football? Daher also.“ Sie hatte viele Berichte über Dans Auftritte bei den Rodeos gelesen. Er hatte alles Mögliche gewonnen. Seine auffällige Gürtelschnalle hatte er sich wohl dort verdient. „Nie darüber nachgedacht, einen Beruf daraus zu machen?“

„Ich dachte, es sei besser so. Haben Sie nie etwas Wildes und Verrücktes gemacht?“ Interessiert schaute er ihr in die Augen.

„Zählt das hier?“, fragte sie und zeigte auf das Wageninnere.

„Noch nicht.“ Selbst im Dämmerlicht der Sommernacht sah sie sein Zwinkern. „Warum sind Sie so weit gefahren, um das herauszufinden? Wenn Sie mich gefragt hätten, hätte ich es Ihnen erzählt.“

Das sagte sich leicht, wenn die Tatsachen auf dem Tisch lagen. „Wirklich?“ Sie blätterte in ihrer Akte und kam zu den interessanteren Dingen, dem Fahndungsfoto. „Dann erzählen Sie mir doch etwas über das College.“

„Oh Mann!“, grummelte er. „Erinnern Sie mich daran, dass ich Ihnen nie vor Gericht begegne.“

„Nicht der Stamm der Red Creek fragt Sie danach, warum Sie verhaftet wurden.“ Sie schlug die Beine übereinander und drehte sich zu ihm. „Nur ich.“

„Wir sind noch nicht mal miteinander ausgegangen, und Sie wollen etwas darüber hören. Das ist frühestens ein Thema für unsere dritte Verabredung.“

„Vielleicht ist das hier ja eine Verabredung.“

Er schaute kurz zu ihr hinüber und lächelte breit. „Ehrlich?“

Ihr wurde ganz schwummerig bei diesem Lächeln. „*Vielleicht*. Also, spucken Sie es aus. Zerstörung von Hochschuleigentum? Das klingt nicht nach Ihnen, Dan.“

Er seufzte wieder. „Was haben Sie während Ihrer Collegezeit gemacht?“

Es war kein gutes Zeichen, dass er von sich ablenkte. „Na, ich habe gelernt.“

„Was ich meine, ist: Was haben Sie wirklich gemacht? Als ich zum College ging, hatte ich es satt, der Sohn von Lewis Armstrong zu sein. Ich hatte es satt, Steaks zu essen, ich hatte es satt, der Junge auf dem Plakat einer Ölfirma zu sein.“ Nachdenklich schüttelte er den Kopf, während er sich an diese Zeit erinnerte. „Ich habe meinen Vater vermisst, aber gleichzeitig war ich es auch leid, immer seine Erwartungen erfüllen zu müssen.“

Offenbar war es also um mehr als um den Streich von Betrunkenen gegangen.

„Haben Sie schon mal die Geschichte von der Tochter des Predigers gehört?“

„Klar. Je fanatischer der Vater, desto aufmüpfiger die Tochter.“

„Ich bin der Sohn eines Mannes, der Viehherden hatte, nach Öl gesucht hat und eine Menge Gewehre hatte.“

Deshalb hatte er damals lange Haare gehabt und eine runde Brille wie John Lennon getragen. „Sie waren ein Hippie?“

Sie mochte es, wenn er verlegen war. Es war gleichzeitig süß und sexy. „Ich habe es versucht. Wussten Sie, dass Vegetarier keine Steaks essen?“

„Was?“, fragte sie, als sei sie überrascht. Das erklärte die Musikmischung der eingestellten Radiokanäle. „Wie lange haben Sie durchgehalten?“

„Fast zwei Jahre. Aber als ich wieder nach Hause kam, hätte ich mein Leben für einen Hamburger gegeben. Ich habe ein bisschen Gras geraucht, ein bisschen Weihrauch abgebrannt und ein paar

Protestschilder herumgetragen.“

Hippies waren nicht gerade für ihre Zerstörungswut bekannt. Trotzdem. Sie zählte zwei und zwei zusammen. „Auch ein bisschen mit Ökoaktivisten herumgehangen?“

„Mit etwas Ähnlichem. Ich war mit ein paar von ihnen befreundet.“

„Mir ist aufgefallen, dass Sie sich mit allen Leuten anfreunden.“

„Nicht mit allen“, korrigierte er sie. „Aber mit vielen. Diese eine Sache war das Einzige, was ich jemals bereut habe.“

„Was ist passiert?“

Er rieb sich das Kinn. „Als der Sicherheitsdienst erschien, stand ich allein mit einer Schachtel Streichhölzer vor dem brennenden Müllcontainer. Seltsamerweise glaubte mir keiner, dass ich nur auf das Müllproblem der Schule aufmerksam machen wollte.“

„Sie haben einen Müllcontainer angezündet? Was hat Ihre Mutter dazu gesagt?“

„Zuerst hat sie geweint, dann hat sie gedroht, sie würde dafür sorgen, dass der Richter mich verurteilt und den Schlüssel zu meiner Zelle wegwirft, damit ich den guten Namen meiner Familie nicht noch einmal in den Dreck ziehen kann. Dann hat sie noch mehr geweint.“

„Ihre Mutter wird mir immer sympathischer.“

Er nickte zustimmend. „Inmitten all der Tränen und beim Ableisten des Sozialdienstes, den man mir aufgebremst hatte – ich musste eine ziemliche Menge Müllbehälter sauber machen –, kam ich wieder zu mir. Ein Mann macht seine Mutter nicht gern unglücklich, wissen Sie.“

Die Unterhaltung hatte etwas Unwirkliches. Rosebud sollte verwertbare Informationen zusammentragen, die sie gegen Dan Armstrong verwenden konnte. Stattdessen unterhielt sie sich mit ihm. „Und?“

„Ich wuchs heran und begann im Familienbetrieb zu arbeiten. Einige meiner alten Freunde wuchsen ebenfalls heran und begannen bei ELF mitzumachen.“

Sie blätterte in ihren Unterlagen. „Ist das die Gruppe, die Fördertürme von Armstrong Holdings lahmgelegt hat?“

„Ja. Beim zweiten Mal, als die Polizei nicht weiterkam, habe ich mich ein bisschen umgehört und stieß auf einige meiner alten Kumpel.“ Er schüttelte den Kopf. „Sie wussten, dass es meine Firma war. Ich glaube, sie wollten einen Verräter bestrafen. Ich habe sie eines Nachts erwischt. Öltürme sind keine Müllcontainer. Wie auch immer, sie hatten keine Lust, angesichts eines Gewehrs groß zu streiten.“

Ob er wohl wirklich geschossen hätte, oder hätte er sie nur der Polizei übergeben? Sie schauderte und musste an den Tag im Tal denken. Sie war nie sicher gewesen, ob er ein Gewehr oder eine Pistole dabeigehabt hatte. Was wäre gewesen, wenn? „Also was war der Deal? Übrigens, die nächste Ausfahrt sollten Sie nehmen.“

Er schwieg, während er von der Straße abfuhr. Über Bob's Roadhouse blinkte ein großes rotes Neon-Steak und die Ankündigung, dass die Rapid City Rollers an diesem Abend auftreten würden. Vor dem schiefen Haus waren Motorräder und Lastwagen geparkt. Ein Paar lehnte an einem Truck und knutschte. Ein Stück weiter hatten ein paar Leute einen Kreis gebildet und feuerten irgendwen an. Offenbar war eine Schlägerei im Gange. Rosebud fröstelte.

Dann fiel ihr wieder ein, warum sie noch nie hier gewesen war. Für Tanner und Tom war es völlig

in Ordnung gewesen, sich an einem Ort wie diesem aufzuhalten: rau, düster und voller Leute, die gern zuschlugen. Tanner spielte gern Pool Billard und liebte laute Musik, und Tom – der hatte vor nichts Angst, nicht mal davor, was mit Lakota-Indianern in einer Bar voller Weißer passieren konnte. Die beiden hatten sicher keine Probleme gehabt, Frauen auf sich aufmerksam zu machen oder sich bei Schlägereien durchzusetzen.

Sie hatte es gehasst, wenn Tanner mit zerschlagenem Gesicht nach Hause gekommen war, wenn er und Tom es den „Rassisten“ mal wieder gezeigt hatten. Krieger der Lakota konnten alles. Tanner hatte meistens sehr ruhig gelebt, aber er hatte es seinen „Feinden“ auch gern gezeigt.

Als sei der Zustand seines Gesichtes nicht Warnung genug, hatte Tanner ihr immer wieder eingeschärft, einen Ort wie Bob's zu meiden. „Versprich es mir“, hatte er gesagt, während sie seine Wunden versorgte. „Versprich mir, dass du niemals dort hingehen wirst. Es ist zu gefährlich für dich.“

Er hatte sie damit schier zur Verzweiflung getrieben, weil er ihr immer hatte vorschreiben wollen, was sie tun und lassen sollte. Er hatte all die süßen Jungs dahin geschickt, wo der Pfeffer wächst. Keiner war gut genug für sie gewesen. Er war auch derjenige gewesen, der ihr gesagt hatte, sie solle Jura studieren. Jedes Mal, wenn er ihr das Versprechen abgenommen hatte, es auch wirklich zu tun, hätte sie ihn am liebsten erwürgt. „Ach, du bist also der Einzige, der Dummheiten begehen darf?“

Und jedes Mal hatte Tanner nur den Kopf geschüttelt. „Versprich es mir, kleine Schwester!“

Damals hatte sie nicht damit gerechnet, dass Tanner jemals in irgendetwas hineingeraten könnte, was für ihn eine Nummer zu groß war. Sie war sich sicher gewesen, dass er mit allem klarkommen würde. Bis zu dieser Nacht. „Versprich es mir.“

Die Neonröhren wirkten plötzlich weniger strahlend. Dieser Ort war gefährlich. Das Versprechen war alt und Tanner tot, doch sie hatte es ihm nun mal gegeben.

Unsicher schaute sie zu Dan hinüber und wollte gerade „Lassen Sie uns woanders hinfahren“ sagen.

Doch dann sah sie sein breites Grinsen und seine Finger, die auf das Lenkrad trommelten. „Das ist genau die richtige Spelunke!“, sagte er und musterte die Motorräder.

„Sind Sie sicher, dass Sie nicht irgendwo anders hinwollen?“

Er schüttelte den Kopf. „Man kann eine Menge über so einen Laden am Samstagabend sagen.“ Strahlend sah er sie an. „Ist fast so wie zu Hause.“

Mist! Sie hatte sich in Schwierigkeiten gebracht. Wenn sie nicht bekennen wollte, dass sie sich fürchtete und keine Idee hatte, wo sie sonst hinfahren konnten, blieben ihr wenig Alternativen. Wenn sie sich an Dan hielt, würde sie nicht in Schwierigkeiten geraten, oder?

Sie räusperte sich, brauchte einen Moment, um sich an das Thema ihrer Unterhaltung zu erinnern. Ach ja. Über Ökoaktivisten, die in die Mündung eines Gewehrs starrten. „Wie war der Deal?“ Sie konzentrierte sich auf Dan, was auch gefährlich war, nur auf andere Weise.

„Bestechung“, sagte er und öffnete seinen Sicherheitsgurt. „Sie waren einmal meine Freunde. Ich konnte das nicht vergessen. Einige Leute, die namenlos bleiben sollen, stehen auf der Gehaltsliste der Firma.“

Das hatte sie nicht erwartet. „Wirklich? Ist das wahr?“

„Ja. Aber wenn meinen Fördertürmen irgendetwas passiert, wird das FBI schneller bei ihnen

auftauchen, als man ‚Peng‘ sagen kann. Ich bin der Einzige, der ihre Namen kennt.“

Sie schwieg. Er konnte offenbar Geheimnisse für sich behalten. Ob das auch für Autoreparaturen und Verabredungen galt? „Soll das auch bei mir so laufen? Bestechung? Mein Wagen wird repariert, und ich höre auf und verschwinde?“

Er hatte gerade aussteigen wollen, aber nun erstarrte er und wandte sich ihr zu. Sie konnte seinen Gesichtsausdruck im zuckenden Neonlicht nicht erkennen. Mit dem Daumen strich er ihr über die Wange, bevor er die Hand um ihren Nacken schloss und sie zu sich heranzog. Er würde sie küssen – zum dritten Mal.

„Ich möchte nicht, dass Sie aufhören“, sagte er leise. „Und ich möchte definitiv nicht, dass du verschwindest, Liebling.“ Voller Begehren sah er sie an.

Aber er küsste sie nicht.

„Was willst du, Dan?“ Ihr Herz klopfte wie wild, während ihre Hände den Weg zu seinen Wangen suchten. Seine Bartstoppeln kratzten, was sie noch mehr anmachte. Wie Dan selbst. Sag mir die Wahrheit, dachte sie. Eine Wahrheit, die ich glauben kann.

„Ich will dich zum Essen einladen und mit dir tanzen, falls die Band ihre Sache gut macht.“

„Das ist alles?“

„Nein.“ Zärtlich berührte er ihre Stirn mit seinen Lippen. „Aber das ist alles, was ich *im Moment* will.“

9. KAPITEL

Dans Lächeln brachte ihnen einen kleinen Tisch im hinteren Bereich des Restaurants ein. Für eine Bar war es relativ ruhig. Sie mussten nur ein bisschen schreien, um die Musik zu übertönen, die klang, als habe man Charles Daniels gemeinsam mit KISS und einer wütenden Katze in eine Kammer eingesperrt. „Einigermassen annehmbar“ wäre eine Übertreibung gewesen, aber die Tanzfläche war voll mit Hinterwäldlern, alten Herren und Leuten aus der Unterschicht.

Die Rapid City Rollers waren hier offenbar eine große Nummer. Dan war schon ewig nicht mehr in einer solchen Kneipe gewesen und schon gar nicht mit einer schönen Dame. Er war froh, dass sie dieses Restaurant ausgesucht hatte. Er wollte ihr zeigen, dass er trotz seiner vielen Kohle ein ganz normaler Mann war – falls sie Wert darauf legte. Der Abend entwickelte sich in die richtige Richtung.

„Mindestens vier Drinks“, schrie die dürre Kellnerin mit den gefärbten blonden Haaren und klopfte mit dem Stift auf ihren Notizblock. Mit dem Kinn wies sie auf ein Schild über der Bar. „Vier Drinks. Keine Ausnahmen. Großes Bier samstags und sonntags vier Dollar“, stand darauf. Jedenfalls fast. Es gab ein paar Rechtschreibfehler. „Was woll’n Se also?“

„Bud – in der Flasche – und das T-Bone, blutig“, schrie Dan zurück. Dann schaute er Rosebud an. Sie sah aus, als wäre sie kurz davor, ihre Haare zum Knoten hochzustecken und ihn einem Kreuzverhör zu unterziehen. Toll! Was hatte er nun schon wieder falsch gemacht? „Ich nehme ein kleines Steak, medium. Und eine Cola.“

„Mindestens vier Drinks“, wiederholte die Kellnerin, als spräche sie mit Kindergartenkindern. „Versteh’n Se?“

„Ich kann zählen“, gab Rosebud zurück und schlug mit der Speisekarte auf den Tisch.

Beide Frauen schienen kurz davor, zu explodieren. Dan hatte das Gefühl, in einer Zeitmaschine zu sitzen. Er fühlte sich, als wäre er im Jahr 1866 in einen Saloon geschlendert und nicht in eine zeitgenössische Bar. Was würde als Nächstes passieren? Würden sie auf bewaffnete Halunken treffen, die gerade eine Postkutsche überfallen hatten? „Wir sind wegen der Band hier“, sagte er und lächelte breit. Er zog zwei Zwanziger hervor und reichte sie der Kellnerin mitsamt der Speisekarte. Es war nie falsch, vorab Trinkgeld springen zu lassen. „Vier Drinks sollten kein Problem sein.“

Er konnte wegen der lauten Musik zwar nicht hören, was gesagt wurde, aber Rosebud hatte die Dürre angefaucht. Die Kellnerin lächelte und zwinkerte Dan zu. „Glaub ich auch nicht. Zwei Steaks für euch, Süßer.“

Erneut fauchte Rosebud die Kellnerin an. Fasziniert betrachtete er die schöne Anwältin. Sie wirkte angespannt und ließ den Blick durch den Raum schweifen. Die gute Stimmung, die im Wagen geherrscht hatte, war verschwunden. „Ich nehme an, dass Sie noch nie hier waren“, sagte Dan und versuchte, die Musik zu übertönen.

Sie warf ihm ein grimmiges Lächeln zu. Aber dann gewann sie wieder die Kontrolle über sich und lehnte sich in ihrem Stuhl zurück. „Nein. Ich habe mich nie getraut.“ Sie klang, als seien Fallschirmsprünge ohne Fallschirm und ein Kneipenbesuch für sie ein und dasselbe.

Wenn sie noch nie hier gewesen war, warum hatte sie das Lokal dann ausgewählt? In dieser Stadt gab es sicher andere Restaurants. Statt sie in Verlegenheit zu bringen, wollte er freundlich sein. „Für

alles gibt es ein erstes Mal!“

Einen Moment lang wünschte er sich in den Truck zurück. Er mochte es zwar nicht, von ihr über seine Vergangenheit ausgefragt zu werden, aber Rosebud war ihm zu zappelig, und er hatte keine Ahnung, warum.

Er schaute sich um. Es war eine ganz normale Kneipe. Dann stellte er fest, dass fast jeder Rosebud ansah. Nein, nicht ganz. Vor allem die Frauen musterten Rosebud aus den Augenwinkeln, und zwar so, als sei sie nackt. Die meisten Männer hatten auch schon zu ihnen herübergeschaut.

Dan verstand nicht, was los war, doch plötzlich kapierte er es: Rosebud war die einzige Indianerin in einem Meer aus Weißen. Er erinnerte sich daran, wie Naylor, das Wiesel, das Wort *Wilde* ausgespuckt und wie sein Onkel über Thrasher gesprochen hatte. Innerlich schlug Dan sich gegen die Stirn. Wahrhaftig, diese Verabredung war alles andere als eine gute Idee gewesen.

Sie sollten gehen. Dan wollte gerade aufstehen, als er sah, dass Rosebud die Arme über der Brust verschränkte und das Kinn reckte. Ihr war offensichtlich nicht wohl in ihrer Haut, aber sie wollte sich dem Druck auch nicht beugen. Klar, wollte sie das nicht. Sie hatte den Schwanz nicht eingezogen, als Cecil sie fertigmachen wollte, und würde es auch jetzt nicht tun. Er ahnte, dass sie sich niemals würde unterkriegen lassen.

Erneut setzte Dan sich auf seinen Stuhl und drehte ihn so, dass er zwischen ihr und der Menge saß. Wenn sie nicht wegrennen wollte, würde er es auch nicht tun.

Die Kellnerin kam zurück und stellte die Drinks auf den Tisch. Dan sah, wie Rosebud auf sein Bier starrte. „Alles okay?“, fragte er sie und nahm einen großen Schluck.

Sie zuckte mit den Achseln und rückte ihren Stuhl näher an seinen. Es schien nur natürlich, den Arm um sie zu legen und ihr zu zeigen, dass sie sich bei ihm sicher fühlen konnte.

„Was weißt du eigentlich über mich, Dan?“ Die Art, wie sie sich nach vorn lehnte und ihm ins Ohr flüsterte, bewirkte, dass er die Blicke rundum vergaß.

„Ich habe ein bisschen nachgeforscht.“

„Dann weißt du das mit meinen Eltern?“

Eltern? Wieso wollte sie ausgerechnet jetzt über ihre Eltern sprechen? Sie lehnte ihren Kopf gegen seine Schulter. Es fühlte sich sehr gut an, und er seufzte. „Sie sind bei einem Autounfall ums Leben gekommen, nicht wahr?“

„Mein Vater war betrunken. Beide waren betrunken. Er fuhr gegen einen Baum. Im Polizeibericht steht, dass es am Zustand der Straße lag, aber ich weiß, was wirklich passiert ist.“

„Tanner hat nicht getrunken.“ Dan erinnerte sich jetzt daran, dass Tanners Abstinenz Rosebuds Hauptargument gegen die Selbstmordthese war. Tanner Donnelly hatte keinen Alkohol angerührt; deshalb konnte er auch nicht so betrunken gewesen sein, dass er sich den Kopf weggeschossen hatte.

Sie seufzte unglücklich. „Nein.“

„Du trinkst auch nicht.“

„Nein.“

Er schluckte und hätte sein Bier fast ausgespuckt. Plötzlich sah es so aus, als wäre das Vier-Drinks-Minimum doch nicht zu schaffen, so gern er noch ein paar Bier getrunken hätte. Es schien so, als dürfte er sich nicht mit mehr als einem hinter das Lenkrad setzen. „Ich trinke nur das eine, und wir bleiben, bis ich wieder völlig nüchtern bin, okay?“

„Aber die Kellnerin ...“

Wenn man vom Teufel sprach ... Plötzlich lehnte sich die Kellnerin über Dan. Ihre Brüste drückten sich gegen seinen Rücken. „Soll ich dir noch eins bringen, Süßer?“

Das nächste Mal, wenn er Rosebud überredete, irgendwo mit ihm hinzugehen, würde er dafür sorgen, dass es dort ruhig war. Er hatte gedacht, dass ihm die Stammesmitglieder seinetwegen die kalte Schulter gezeigt hatten, aber wenn die Weißen sie so behandelten, konnte er den Indianern nicht böse sein.

Rosebud behandelte ihn niemals kühl. Wenn sie nicht gerade die Anwältin herauskehrte, schaute sie ihn freundlich an. Ob er sie in dieser Bar dazu kriegen würde, freundlich dreinzuschauen, stand in den Sternen. Er seufzte frustriert. Sie brauchten neutrales Gelände. „Weißt du, ich würde der Band gerne eine Runde spendieren.“ Er zog zwei weitere Zwanziger hervor. „Hier. Vier Bier. Behalt das Wechselgeld.“ Wenn das der Preis für ein wenig Zweisamkeit war, war das in Ordnung.

Die Kellnerin griff nach dem Geld und steckte sich einen Schein in die Tasche. „Wie du willst, Süßer!“

„Wenn sie dich noch mal ‚Süßer‘ nennt, spring ich ihr ins Gesicht“, flüsterte Rosebud, als die Kellnerin endlich gegangen war. Sie klang, als meine sie es ernst.

Er musste über ihre Eifersucht lachen. „Ich möchte nicht, dass du dir die Hände schmutzig machst.“

„Machst du das öfters? In eine Kneipe zu gehen und zu viel zu bezahlen?“

„Nein.“ Er lehnte sich vor, damit sie ihn besser verstand und er ihren Duft riechen konnte. „Und bevor du fragst: Ich verbringe meine Freizeit auch nicht in schicken Clubs und trinke dort Martinis. Ich habe für so etwas keine Zeit. Außerdem kenne ich auch niemanden, mit dem ich ausgehen möchte.“

Rosebud nahm einen großen Schluck von ihrer Cola, bevor sie sich wieder in seinen Arm schmiegte. „Was ist mit Tiffany?“

Was sollte er bloß mit dieser Frau machen? „Ich nehme an, ich hätte das kommen sehen sollen.“

„Wahrscheinlich“, stimmte sie zu. Er konnte ihr Gesicht nicht sehen, aber dem Zucken ihrer Schultern entnahm er, dass sie kicherte.

„Wenn ich dir etwas über Tiffany erzähle, sind wir dann durch mit den Nachforschungen?“

Überraschenderweise legte sie den Arm um seine Taille und steckte einen Finger durch seinen Gürtel, während sie sich noch fester an ihn schmiegte. „Der Körperkontakt – Jesus, ihre Brüste berührten ihn – bewirkte, dass er förmlich in Flammen stand. „In Ordnung.“

Er bewegte seine Hüften, bis er sicher sein konnte, dass der Tisch alles unterhalb seiner Taille verbarg. „Abgemacht. Was willst du wissen?“ Über eine alte Liebe zu sprechen schien ihm kein gutes Vorspiel zu sein, aber wenn Rosebud es so wollte, war es auch für ihn okay.

„Ich habe über dreißig Einträge über euch zwei auf den Gesellschaftsseiten der Tageszeitungen in Dallas gefunden. Das scheint mir eine Menge für jemanden zu sein, der niemanden hat, mit dem er ausgehen kann.“

Er wusste, worum es ihr ging. Rosebud versuchte herauszubekommen, ob er der Typ war, bei dem die Frauen kamen und gingen. Er musste ehrlich sein. „Tiffany ist wundervoll. Ich habe sie aber nicht mehr gesehen, seit ich auf ihrer Hochzeit mit ihr getanzt habe. Sie hielt es für das Beste so. Sie schickt mir noch immer eine Karte zu Weihnachten, hat inzwischen einige Kinder. Ihr Ehemann ist ein

netter Kerl.“

„Warum hast du sie nicht geheiratet?“

Er erstarrte. Immer wenn er dachte, er durchschaute diese Frau, fragte sie ihn etwas wie das hier. Das war die seltsamste Verabredung, die er jemals gehabt hatte. „Ich wollte keine Frau.“

„Was will du dann, Dan?“

Wenn das so weiterging, brauchte er dringend ein zweites Bier. „Tiffany war die Art von Frau, die man in Texas braucht. Jemand, mit dem man auf Wohltätigkeitsbälle gehen kann, jemand, der akzeptiert, dass meine Firma an erster Stelle steht.“

„Männer haben schon Frauen geheiratet, die weniger zu bieten hatten.“

„Ich will keine Frau“, wiederholte er nachdrücklich. „Ich will eine Partnerin. Ich brauche niemanden, der mir das Essen kocht und die Betten macht. Ich will kein Dienstmädchen. Ich will jemanden, mit dem ich reden und den ich respektieren kann.“

Jemanden wie Rosebud.

Der Gedanke kam ihm ganz plötzlich und unerwartet.

Dan hatte ein einziges Mal erwogen, Tiffany zu heiraten. Aber abgesehen vom Sex und der nächsten Firmenparty hatten sie keine gemeinsamen Interessen gehabt.

Die Kellnerin kam mit den Steaks, und als Dan ihr für die Cola dankte, schaute sie ihn an, wie Kellnerinnen nur Männer ansehen, von denen sie ein fettes Trinkgeld bekommen haben. Oh Mann! Er hatte gar nicht mitbekommen, wie hungrig er war. Das Steak war wundervoll blutig. Perfekt.

„Was ist mit dir?“, erkundigte er sich, während er kaute.

Sie haute kräftig rein, was er erfrischend fand. Er war zu oft mit Frauen ausgegangen, die nur in ihrem Salat herumgestochert hatten. „Was willst du wissen?“

Das war die Möglichkeit, dem Gespräch eine andere Richtung zu geben. „Ich habe ein paar Sachen gefunden und fühle mich sehr geehrt, in Gesellschaft der Powwow Prinzessin der Indianertage zu essen.“

Sie verdrehte die Augen. „Ich wette, es war ein Foto dabei.“

„Ja.“ Sie hatte darauf wie eine Häuptlingstochter aus alter Zeit ausgesehen. Ihr Haar war in zwei Zöpfe geflochten, ihr Kleid war mit irgendwelchen kleinen Zapfen verziert ... Aber sie sah auf dem Foto nicht das geringste bisschen wie *seine* Häuptlingstochter aus, die mit dem offenen Haar und den Ledersachen. Abgesehen von dem siegesgewissen Lächeln. „Aber das Ganze war ziemlich lückenhaft.“ Er hatte eigentlich nur irgendwelche Listen über Auszeichnungen gefunden: die beste ihres Jahrgangs in der Schule, ein erstklassiger Abschluss an der Universität. Solche Dinge. Na ja, und der immerwährende Kampf gegen Armstrong Holdings. Das war's schon.

Sie grinste und wedelte mit ihrer Gabel durch die Luft. „Manche von uns schaffen es eben, sich aus den Gesellschaftsseiten herauszuhalten.“

„Keine Sorge. Ich bin an irgendwelchen Berichten über mich auch nicht besonders interessiert.“

Sie schaute über seine Schulter. Er drehte sich um und sah die Kellnerin mit einigen Barmädchen zusammenstehen. Sie zeigte auf Rosebud. „Du brauchst mehr Übung.“ Immerhin klang sie amüsiert.

„Füll mal die Lücken! Bist du gerne Anwältin?“

Sie schaute etwas ernster drein als vorher, hörte aber nicht auf zu kauen. „Ich bin gut darin.“

„Typisch Anwalt! Du hast nicht die Frage beantwortet, die ich dir gestellt habe.“

Sie schaute ihn an, als wollte sie sagen: „Ach, komm!“

„Stimmt. Ich hätte lieber Stoffdesign studiert. Ich ...“ Sie senkte die Augen; er hätte schwören können, dass sie rot wurde. „Ich mache gern Handarbeiten.“

Handarbeiten? Zuerst überraschte ihn das, aber als er darüber nachdachte, schien es ihm einleuchtend: ein Stich nach dem anderen, bis das Ganze fertig war. Das hatte etwas Methodisches. „Ich wette, du bist gut darin.“

Selbst im Dämmerlicht der Bar sah er, dass sie noch stärker errötete. „Ich komme nicht oft dazu. Mir fehlt die Zeit dafür.“

„Darüber will ich jetzt nicht reden“, sagte er und trank sein Bier aus. Cecil war an diesem Tag nicht Thema.

„Einverstanden.“ Er sah ihr zu, wie sie ihre Kartoffelecken aß. Sie bemerkte seinen Blick. „Was?“

„Ich bin nur neugierig.“

Sie lächelte. „Inwiefern?“

„Was hast du noch gemacht, außer die Gesellschaftsseiten zu meiden?“

„Das ist keine richtige Frage.“

„Erbsenzählerei. Du weißt alles über Tiffany. Hattest du schon mal einen Freund?“

„*Schon mal?*“ Sie stieß einen verächtlichen Laut aus und schob gleichzeitig ihren Teller beiseite. Dann lehnte sie sich zu ihm hinüber. „Das hört sich an, als sei ich entweder eine Nonne oder eine Aussätzige.“

„Du bist eine schöne Frau“, bemerkte er und legte erneut den Arm um sie. Es fühlte sich einfach und natürlich an. „Ich wette, hinter dir waren eine Menge Männer her.“

„Du hast keine Ahnung.“

„Dann klär mich auf.“

Sie kicherte. „Ich habe während meiner Studienzeit in einem Café gearbeitet. Es hat nicht lange gedauert, bis ich herausgefunden habe, dass mehr Lippenstift auch mehr Trinkgeld einbrachte.“

„Ich meinte nicht die Männer, die dich angebaggert haben.“

Wieder legte sie ihm die Hand auf die Taille. Vielleicht fühlte sie sich sicherer so, vielleicht mochte sie es auch. Wie auch immer, er würde es ihr nicht verbieten. „Ich hatte einen. Während des Studiums.“

„Einen festen Freund?“

„War Tiffany deine feste Freundin?“

„Nicht wirklich. Sie war ... passend.“ Das klang nicht besonders gut, war aber die Wahrheit. Es hatte für sie beide gepasst. Dann war es mit einem Lächeln und einem Händeschütteln beendet worden.

„Freunde mit bestimmten Qualitäten“, stimmte sie zu. „So etwas war auch James.“

Der Glückliche! Der Name setzte etwas in seinem Kopf in Bewegung, aber Dan konnte nicht sagen, was es war. Er hoffte, dass James gewusst hatte, was für ein Glück er hatte. „James klingt nicht so richtig nach einem Typen für dich.“

„Das war er auch nicht. Er stammte aus einer dieser blaublütigen Washingtoner Familien.“ Sie seufzte. Eine ihrer Hände lag auf seinem Oberschenkel. Sie klopfte den Rhythmus der Musik mit. Sie könnten tanzen, fiel ihm ein. Die Frage war allerdings, ob sie es bis zur Tanzfläche schaffen würden.

„Er hat mich nie zu sich nach Hause mitgenommen, um seine Eltern kennenzulernen, und war auch nie im Reservat. Na ja, eine dieser Sachen.“

Er zog sie auf die Füße und führte sie auf die Tanzfläche. Was auch immer sich da gerade zwischen ihnen entwickelte, es war mit ihrer Beziehung zu James und seiner zu Tiffany nicht zu vergleichen.

Zielstrebig leitete er sie durch die tanzende Menge. Es gab nur wenig Platz. Er musste sie nah an sich heranziehen, während sie tanzten.

„Was ist hiermit?“, flüsterte er ihr ins Ohr.

„Womit?“ Sie lehnte ihre Wange an seine.

„Ist das hier auch ‚eine dieser Sachen‘?“ Er war aufgeregt, weil er keine Ahnung hatte, was sie antworten würde.

Sie schwieg lange. Dann trat sie einen Schritt zurück und sah ihm in die Augen. „Nein“, sagte sie schließlich. „Das ist es nicht.“

Sie küsste ihn. Sie küsste *ihn*, und zwar nicht auf diese abwartende Art, in der er sie geküsst hatte. Sie küsste ihn hungrig und leidenschaftlich, während sie mit einer Hand seine Schulter umklammerte.

Im Nu war er bis aufs Äußerste erregt. Weil sie so nah beieinanderstanden, bemerkte sie es natürlich sofort. Sie antwortete, indem sie ihre Hüften vorschob. Wenn sie so weitermachte, würde er hier, mitten auf der Tanzfläche, zwischen all den Leuten, abgehen wie eine Rakete. Er erwiderte ihren Kuss ebenso leidenschaftlich. Sie sollten eigentlich tanzen, aber er zog sie so dicht an sich, dass er eine ihrer Brüste mit dem Daumen reiben konnte. Sie schauderte und seufzte, was er wegen der lauten Beats zwar nicht hören, aber dafür fühlen konnte.

Sie mussten so schnell wie möglich weg von hier.

Sie rettete ihn, indem sie zurückwich, während er den angehaltenen Atem ausstieß. „So“, sagte sie und fuhr sich mit der Zunge zum Verrücktwerden aufreizend über die Lippen.

„So?“ Sein Verstand hatte Aussetzer, aber das interessierte ihn nicht, solange sie ihn nur weiterhin auf diese Weise küsste. „Du willst gehen?“

Sie ist total ausgehungert, dachte er. Die ganze Welt konnte ihre nackte Begierde sehen. „Ja. Lass uns gehen.“

In der Bar war es inzwischen noch voller, und die Band spielte noch lauter, aber irgendwie schafften sie es zu ihrem Tisch. „Einen Moment“, sagte sie und zeigte auf die Richtung, in der die Toiletten lagen.

„Klar.“ Sie konnte sich alle Zeit der Welt nehmen, wenn sie nur hier wegkamen, um wohin auch immer zu gehen.

Verdammt, dachte er, während er ihr nachsah, wie sie die Bar durchquerte. Sie konnten bestimmt nicht zu ihr gehen und schon gar nicht zu Cecils Ranch. Auch konnte er sich nicht erinnern, unterwegs ein Hotel gesehen zu haben, und er hatte keine Lust, sie im Truck zu lieben. Das war einfach zu krass. Sie brauchte seidene Laken und einen Whirlpool, der groß genug für zwei war.

Plötzlich kamen ihm die Blaupausen in den Sinn, die er am Vormittag betrachtet hatte. Oder genauer: die Karte mit dem Landbesitz der Armstrongs und dem Dakota.

Er erinnerte sich, darauf ein kleines Gebäude gesehen zu haben, an einem Bach, der in den Dakota floss. Es führten keine Straßen dorthin. Als er die Karte angesehen hatte, hatte er nicht groß darüber nachgedacht. Jetzt fragte er sich, was das wohl für ein Gebäude war. Dort gab es zwar ganz sicher

keine seidenen Laken, aber wenn es dort ruhig war ...

Dorthin könnten sie in dieser Nacht fahren.

„Dan!“ Ein schriller Schrei übertönte den Schlussakkord eines Songs. „Dan! Hilfe!“

10. KAPITEL

Rosebud drängelte sich durch bis zur Damentoilette. Irgendwer schubste sie, aber sie bemerkte es kaum. *Sie* hatte sich stärker auf Dan eingelassen, als sie es für möglich gehalten hätte. Sie würden gemeinsam hier weggehen. Zwar hatte sie keine Ahnung, wohin, aber das interessierte sie auch nicht, seit er sie berührt hatte. Dieser Moment war so unglaublich gewesen, dass nachzudenken einfach nur lästig erschien. Sie wollte ihm nur die Jeans vom Körper reißen und sehen, was sich darunter verbarg ...

Oh, diese Küsse! Warum hatte sie nicht gemerkt, dass sie etwas vermisste? Vielleicht weil James' Berührungen sie nie so erhitzt und so schwach gemacht hatten. Anders als alle anderen Weißen an der Uni hatte James sie nie wie „die Indianerin“ behandelt, aber eben auch nicht wie seine Geliebte. Sie war einfach ein Mädchen, das er kannte, so wie er ein Junge war, den sie kannte. Ein Junge, mit dem sie hin und wieder ins Bett ging.

Für Dan war sie eine Frau. Keine Anwältin, keine Indianerin, sondern all das und mehr. In seinen Armen fühlte sie sich lebendig. Zur Hölle mit Staudämmen und Gerichtsverfahren und irgendwelchen Familienmitgliedern. Endlich schien sie zu leben.

Deshalb ignorierte sie die Betrunkenen um sich herum. Es war total egal, wie böse sie guckten. Die einzigen Augen, die Rosebud interessierten, waren die von Dan.

Die Toilette war klein und voll. Es roch nach Haarspray, billigem Parfüm und irgendeinem Raumduft. Die Waschbecken und Spiegel wurden von blonden Frauen mit zu kurzen Röcken und zu tiefen Ausschnitten belagert.

Als Rosebud die Tür schloss, wurde es sehr still. Mascaras schienen plötzlich in der Luft zu schweben, Zigaretten von grell bemalten Lippen zu baumeln. Alle starrten sie an.

Verdammt. Ihre Stimmung sank auf den Nullpunkt. In einer Ecke stand die dürre Kellnerin und warf ihr einen Blick zu, den Rosebud nur zu gut kannte.

Das erste Mal hatte sie ihn auf der Highschool gesehen, nachdem ihre Tante es hinbekommen hatte, dass Rosebud eine Schule außerhalb des Reservats besuchen durfte. Sie erinnerte sich gut daran, dass die Mädchen sie dort behandelt hatten, als sei sie eine Bedrohung. Monatelang hatte niemand mit ihr geredet, aber die Gerüchte hatte sie dennoch mitbekommen. Sie stahl angeblich, nahm Drogen, bumste mit den Lehrern, aß Müll, hatte den IQ eines Hundes und so weiter.

Was hätte sie dagegen unternehmen sollen? Immerhin war sie damals erst zwölf gewesen. Sie war kein Kämpfer wie Tanner. Sie tat das, was Tante Emily ihr einschärfte. Sie sagte nichts. Sie schaute niemanden an. Sie arbeitete viel. Als sie ihren Mund im Unterricht zum ersten Mal aufmachte, war der Lehrer regelrecht geschockt, dass Rosebud überhaupt Englisch konnte.

Danach war sie ihren eigenen Weg gegangen. Sie war zwar nicht so aufmüpfig wie Tanner gewesen, aber sie schwieg auch nicht mehr. Als sie das nächste Mal jemand flüstern hörte, ging sie in die Offensive. Sie konnte gut reden, also benutzte sie ihren Mund. Einmal war sie mit einer dicken Lippe nach Hause gekommen, nachdem sie einer der lästernden Mitschülerinnen erzählt hatte, dass ihr Freund sie mit ihrer besten Freundin betrog.

Aber das hier war etwas ganz anderes. Das hier war eine Bar, in der sie nicht willkommen war. Sie schwankte zwischen Panik und dem Bedürfnis, die Situation unter Kontrolle zu bekommen. Unter

Kontrolle? Quatsch! Das hier war die brenzligste Situation, in der sie je gesteckt hatte.

Keine Angst zeigen, sagte sie sich, während sie hoch aufgerichtet zur nächsten offenen Tür ging.

Kaum hatte sie sich niedergelassen, erbebt die Tür von Tritten. Rosebud schaffte es, nicht zu schreien. Es folgten weitere Tritte. Rosebud stemmte die Beine gegen die Tür.

Sie versuchte, ruhig zu atmen, während jede Frau in dem kleinen Raum gegen die Tür trat. Als sie fertig war, lauschte sie. Es war totenstill. Um auf Nummer sicher zu gehen, zog sie einen Kugelschreiber aus ihrer Aktentasche. Sie hätte lieber ihr Gewehr dabeigehabt, aber Gewehre und die Unibibliothek passten nicht zusammen. Ein Kugelschreiber musste reichen.

Langsam öffnete sie die Tür. Der Raum war leer. Sogar die Kellnerin war weg. Rosebud wusch sich schnell die Hände und dachte über eine Rückzugsstrategie nach. Sie musste durch einen langen Flur und dann zu Dan. Sie nahm an, dass er am Tisch auf sie wartete. Wenn sie sich schnell bewegte, würde sie es vielleicht bis zu ihm schaffen, ohne überhaupt bemerkt zu werden.

Wen wollte sie eigentlich hinters Licht führen? Die Hälfte der Gäste wusste, dass sie hier drin war.

Ich habe keine Angst, dachte sie, als könne sie so die Panik niederkämpfen. Sie atmete tief durch und hielt den Kugelschreiber wie ein Messer. Sie würde jeden niederstechen, der sie aufzuhalten versuchte. Manchmal war Selbstverteidigung die beste Verteidigung. Sie konnte es schaffen. Entschlossen trat sie durch die Tür.

Sie kam nicht sehr weit, bevor sie in eine Wand aus Motorradfahrern rannte. Eigentlich war es nur ein Motorradfahrer, aber der schaffte es, wie eine Wand zu wirken. „Na?“, sagte der Mann und grinste anzüglich.

Der überwältigende Geruch von Zwiebeln und Whisky schlug ihr ins Gesicht. Er trug ein Kopftuch, das mit Flammen bestickt war. Wo, zum Teufel, war Dan? Bevor sie an dem Kerl vorbeigehen konnte, ergriff er ihre Hand, die den Kugelschreiber hielt. „Ich hab mit meinem Kumpel um zwanzig Mäuse gewettet, dass ich dich dazu bringe, mit mir zu tanzen, Pocahontas.“

Wenn sie einen Namen nicht leiden konnte, dann diesen. Sie versuchte sich aus dem Griff des Mannes zu befreien, aber er hielt sie fest und zog sie zur Tanzfläche. Panisch blickte sie sich in der Bar um. Wo, zum Teufel, war Dan?

„Entschuldigung“, sagte sie und zwang sich zu lächeln, während sie ihren Arm zu befreien versuchte. Warum waren Motorradfahrer nur immer so kräftig? „Ich fürchte, Sie werden die Wette verlieren.“

„Nur einen Tanz, kleine Squaw. Ich hab dich vorhin mit dem Cowboy tanzen sehen.“

Squaw. Im Stillen verbesserte sie sich. *Das* war die Bezeichnung, die sie am meisten hasste. „Lassen Sie mich in Ruhe“, stieß sie hervor und hoffte, dass sie nicht allzu ängstlich klang.

Es klappte nicht. „Hältst du dich für was Besseres? Geht's darum? Du bist nur eine verdammte Rothaut.“ Der Druck auf ihren Arm verstärkte sich.

„Schluss jetzt!“ Schluss mit dieser Angst! Sie würde sich nicht kampflös ergeben. So fest sie konnte, trat sie dem Rocker zwischen die Beine.

Der Mann fluchte. Er ließ sie zwar nicht los, klappte aber zusammen. Rosebud trat noch einmal zu.

Plötzlich wurde ihr Kopf zurückgerissen. Irgendjemand hielt sie an den Haaren fest. Sie war total hilflos. „Dan! *Hilfe!*“

Der Motorradfahrer sank auf die Knie und zog sie mit sich. „Du Miststück“, kreischte eine weibliche Stimme. Wieder wurde Rosebuds Kopf zurückgerissen. Sie sah Sterne. „Was hast du mit meinem Kerl gemacht?“

„Dan!“ Rosebud schrie, so laut sie konnte.

Erneut wurde ihr Kopf zurückgerissen. Die Schmerzen waren unerträglich. Die Kellnerin konnte sie doch nicht skalpieren, oder? „Wilde“, hörte sie die weibliche Stimme. „Ich werde dich lehren, dass du hier nichts zu suchen hast.“

Rosebud hörte das Krachen von Knochen und das Aufheulen des Motorradfahrers.

„Lass sie los!“ Es war Dan. Er klang wütend.

Erst war ihr Arm frei, dann ihr Kopf. Sie wurde aufgehoben und auf die Füße gestellt. Als sie die Tränen in ihren Augen wegzublinzeln versuchte, sah sie, dass Dan auf der Hand des Motorradfahrers stand. Einen Arm hielt er um sie geschlungen, in der anderen hielt er ein Messer. Ein Messer? Rosebud kniff die Augen zusammen. Es war eines der Steakmesser vom Abendessen.

„Sie hat mir in die Eier getreten!“, ließ sich der Motorradfahrer hören. Als Antwort trat Dan fester zu. „Meine Hand!“

„Ich will keinen Ärger“, sagte Dan. Er sprach leise, aber seine Stimme war klar und deutlich zu hören. Drohend drehte er sich um und zog sie mit sich. Die Band hatte aufgehört zu spielen. Es war vollkommen still. Links von ihr hörte Rosebud das Klicken eines Revolvers. „Kein Ärger“, wiederholte Dan.

Sie würden sterben. Nur weil Dan sie zum Essen eingeladen hatte.

„Los“, sagte Dan leise.

Rosebud hatte zu viel Angst, um in die Richtung des Klickens zu schauen. Sie schaute nur auf Dans Arm mit dem Messer. Ein Steakmesser war um Längen besser als ein Kugelschreiber. Er hielt es, als würde er im Zweifelsfall auch davon Gebrauch machen. Aber gegen einen Revolver konnte er damit nichts ausrichten. Sie wollte hier nicht sterben. So gut war das Steak nun auch wieder nicht gewesen.

Dan drehte sich noch einmal um seine Achse. Sie waren jetzt nicht mehr weit von der Tür entfernt. Die Freiheit rief.

„Sie hat angefangen!“ Das musste die Kellnerin sein, die so laut kreischte, wie es ihre Lungen hergaben.

Rosebud erstarrte. War das der Funke, der zur Explosion führen würde?

„Mir ist es egal, wer angefangen hat. Ich beende es.“ Wie, zum Teufel, schaffte es Dan nur, so ruhig zu bleiben? Hier standen zweihundert gegen zwei, und er klang, als ginge es um einen Geschäftsabschluss.

Rosebud hörte das Geräusch von Stühlen, die über den Boden gezogen wurden. Dan und sie bewegten sich weiter in Richtung Tür. „Mach dich fertig“, flüsterte er. Ein Schwall frischer Luft streifte ihren Nacken. Sie waren endlich draußen. Dan warf das Messer weg. „Zum Truck“, sagte er. „Jetzt!“

Sie rannten so schnell, dass Rosebud nichts hörte als ihren Atem und das Klopfen ihres Herzens. Sie wusste nicht, ob ihnen jemand folgte. Sie würde sich auch ganz sicher nicht umdrehen. Dan hielt sie am Arm und zog sie mit sich in Richtung Truck. In Sekundenschnelle waren sie im Wagen. „Nach unten“, befahl er ihr und startete den Motor.

„Dein Gewehr?“, fragte sie. Adrenalin durchflutete sie. Ein Teil von ihr wollte auf den Motorradfahrer schießen. Sie wollten eine Wilde? Sie konnten eine haben.

„Nein“, antwortete er und setzte zurück. Er stellte den Rückspiegel neu ein und bog nach links ab. „Bleib einfach für eine Minute unten. Wir sind gleich weg.“

Etwas explodierte hinter ihnen. Rosebud schrie, als der Wagen nach rechts ausbrach, doch Dan bekam ihn wieder unter Kontrolle.

„Sie haben nur über uns hinweggeschossen“, sagte er, als ob das keine große Sache sei. „Wir sind auf dem Highway. Alles in Ordnung, Liebling.“

Rosebud versuchte zu nicken, aber ihr gingen die vergangenen Minuten durch den Kopf: die erbebende Toilettentür, der Atem des Kerls mit dem Kopftuch, wie ihr Kopf zurückgerissen worden war, der Schmerz. Sie berührte ihre Stirn. Sie blutete. Ihr drehte sich der Magen um. „Mir wird schlecht“, japste sie.

„Warte.“ Der Truck wurde schneller, bog nach rechts ab und kam zum Stehen.

Sie riss die Tür auf, taumelte nach draußen, kniete sich ins Gras und übergab sich.

Plötzlich hielten warme Hände ihre Haare zurück, und dann rieben diese Hände ihre Schultern. Toll! Hier kniete sie also und kotzte in Gegenwart von Dan ihr Steak aus.

Als sie fertig war, setzte sie sich auf die Fersen. Dan, der noch immer ihr Haar hielt, kniete sich neben sie und erkundigte sich: „Besser?“

Sie brummelte etwas Unverständliches. Nein. Es war nicht besser. Aber auch in diesem Moment der Schwäche wollte sie es nicht zugeben.

Prüfend schaute Dan sie an. Sie schlug die Augen nieder und mied seinen Blick. Ihre Schwäche war ihr peinlich. „Es ist gleich wieder okay.“

Rosebud saß nur da und versuchte sich zu beruhigen. *Du hast ihn geküsst. Das muss reichen.*

Sie hörte Dans Schritte auf dem Schotter. Er hielt ihr eine Flasche Wasser und einen feuchten Lappen hin. Dankbar spülte sie sich den Mund aus. Danach ging es ihr besser. „Halt still“, sagte er und begann, ihr Gesicht abzuwischen.

Die Wunde schmerzte ein wenig, doch Dan beruhigte sie. „Es ist nicht schlimm.“

Plötzlich brach die überstandene Angst sich Bahn, und Rosebud begann, hemmungslos zu schluchzen.

„Es tut mir leid. Es war mein Fehler.“

Sie merkte, dieses Mal würde sie es nicht schaffen, die Tränen wegzublinzeln. „Ich werde gleich weinen“, brachte sie noch heraus, bevor die Tränen ihr über die Wangen strömten. „Aber ich möchte nicht, dass das deine Meinung über mich als Anwältin beeinflusst.“

Durchdringend sah Dan sie an. „Das wird es nicht.“

„Und das hat alles nichts mit unserem Essen zu tun, jedenfalls mit dem Essen vor dem Angriff“, schluchzte sie. Sie hörte sich hysterisch an. Die Angst und der Schmerz und die Trauer, das alles schien plötzlich zu viel für sie zu sein. Sie konnte einfach nicht aufhören zu reden. „Es war schön. Ich mag dich sehr. Wenn du bloß nicht Armstrong heißen würdest. Wenn du bloß kein Armstrong wärst, Dan.“

Als Nächstes spürte sie, dass Dan sie hochhob und zum Wagen trug. Doch er setzte sie nicht ab, sondern ließ sich auf dem Beifahrersitz nieder und setzte sie auf seinen Schoß. Ihre Füße baumelten

aus dem Fenster. Er wiegte sie sacht hin und her, während er ihr Haar streichelte und immer wieder flüsterte: „Das weiß ich, Liebes. Das weiß ich.“ Rosebud schloss daraus, dass sie noch immer redete.

Doch sie hatte keine Ahnung, worüber.

11. KAPITEL

Schön langsam. So als sei nichts gewesen, sagte Dan zu sich selbst, als er am Montagmorgen in das Hauptquartier der Red Creek hereinspazierte.

Rosebud hatte er zum letzten Mal Samstagnacht um drei Uhr morgens gesehen. Er hatte sie nach Hause gebracht, und am Sonntag hatte sie keinen seiner Anrufe beantwortet. Er hatte sich wahnsinnige Sorgen um sie gemacht. Soweit er informiert war, wusste keiner etwas über das kaputte Auto, die Verabredung und den Zwischenfall in der Bar. Und er hatte nicht vor, kopflos durch die Gegend zu laufen und irgendjemanden zu fragen, wie es Rosebud ging.

„Guten Morgen, Mr Armstrong“, begrüßte ihn Judy und hielt schon eine Tasse Kaffee in der Hand. „Miss Donnelly ist ein bisschen spät dran. Aber sie wird gleich zu Ihnen kommen.“

Er schaute den langen Flur hinunter. Irgendwo dort hatte Rosebud ihr Büro. Er hoffte, dass sie gerade darin saß. „Aber sie ist hier, oder?“

„Natürlich.“ Judy stellte sich so hin, dass Dan nicht mehr in den Flur sehen konnte, und führte ihn in den deprimierenden Konferenzraum.

Resigniert übergab Dan Judy die Kekse, die Maria gebacken hatte. Dann begann er unruhig im Konferenzraum herumzulaufen. Wenn Rosebud nicht in fünf Minuten hier war, würde er sie suchen gehen.

Er griff gerade nach der Türklinke, als Judy auftauchte und einen Stapel neuer Akten hereinbrachte. Hinter ihr stand Rosebud. Sie betrachtete etwas, das Dan nicht sehen konnte. Ihr Verhalten erinnerte ihn an das erste Mal, als er ins Reservat gekommen war und Joe White Thunder so getan hatte, als existiere er gar nicht. Ein schlechtes Zeichen. Auf ihrer Stirn hatte Rosebud ein Pflaster; sonst sah sie normal aus. Das Haar zum Knoten aufgesteckt, Hosenanzug über einem blauen T-Shirt, die Brille fest auf der Nase.

Mucksmäuschenstill stand sie da, bis Judy gegangen war. Dann schloss sie leise die Tür. Dan kämpfte gegen das Bedürfnis an, sie in die Arme zu schließen. Er sagte sich, dass sie durcheinander war. Dennoch war ihr Verhalten seltsam. Sie tat so, als seien sie Fremde.

Schließlich brach er das Schweigen. „Geht es dir gut?“

„Ja.“ Das war eine Lüge. Er konnte sehen, dass sie sich auf die Unterlippe biss. „Ich habe mir den Kopf an einer Küchentür gestoßen.“

„Oh, natürlich.“ Diese Version war so gut wie jede andere. „Ich habe mir Sorgen gemacht.“ Er senkte die Stimme, bis er flüsterte. „Ich habe zwei Mal bei dir angerufen.“

Sie zuckte zusammen. Doch dann sah sie ihn an, statt durch ihn hindurch. „Meine Tante war da.“

„Es tut mir wirklich leid“, brach es aus ihm heraus. „Ich hätte dich in ein besseres Restaurant ausführen sollen. Ich hätte diese Kellnerin von Anfang an zurechtweisen und vor der Toilette auf dich warten sollen.“ Das waren seine drei schlimmsten Versäumnisse.

Sie bewegte sich langsam, als hätte sie starke Kopfschmerzen. „Es war nicht dein Fehler“, sagte sie, während sie sich auf ihren Stuhl setzte. „Ich hätte es besser wissen müssen.“

„Du bist nicht schuld an dem, was Samstagabend passiert ist.“

„Natürlich“, fuhr sie fort, während sie eine Akte aufschlug. Sie tat so, als unterhielten sie sich über den nächsten Gerichtstermin. Sie klang nicht einmal wütend. „Ich ...“ Endlich sah Dan einen Riss in

ihrer Fassade. Sie schloss die Augen und holte tief Luft. „Ich danke dir, dass du mich für die Zeit hier bezahlen willst. Aber das ist nicht nötig.“

„Was ist mit dem Wagen?“

„Tante Emily hat ein Auto, das ich benutzen kann.“

„Also willst du für den Rest deines Lebens im Reservat bleiben?“

„Ich gehöre hierher.“

Sie gab ihm gerade den Laufpass. „Du lässt es zu, dass eine Handvoll Dorftrottel in einer Bar dir solche Angst einjagt? Wenn du willst, kaufe ich die Bar und lasse sie abreißen.“

Aufgebracht schlug sie mit der Hand auf den Tisch. Das unerwartete Geräusch erschreckte ihn. „Du kapierst es nicht, oder? Es geht nicht um *diese* Bar! So behandeln mich die Leute draußen immer! Uns. Dumme Indianer, nuttige Squaws. Nur ein toter Indianer ist ein guter Indianer.“

Dan öffnete den Mund. „Ich behandle dich nicht so, und das weißt du sehr gut.“

„Wirklich nicht? Komm in dreieinhalb Wochen noch mal, Dan. Dann werden wir sehen, wie du mich behandelst.“

Sein Onkel sollte verdammt sein! Dan dachte das nicht zum ersten Mal, aber noch nie war es so wahr gewesen. Es war, wie Rosebud gesagt hatte: Wenn er bloß kein Armstrong wäre! „Mir ist der Staudamm völlig egal. Darum geht es hier nicht.“

„Worum geht es dann?“

Er griff sich den wackeligen Stuhl und schob ihn zu Rosebud. „Es geht um dich und mich, Rosebud. Darum, dass wir einander mögen. Und darum, sich nicht unterkriegen zu lassen.“

So fest, wie sie auf ihrer Unterlippe kaute, würde die Lippe bald ein Loch haben. Auf ihrem Gesicht breiteten sich rote Flecken aus. Plötzlich sah sie aus wie Samstagnacht – unglücklich.

„Geh mit mir essen.“ Das war zwar kein besonders genialer Einfall, aber er musste etwas tun, damit sie aufhörte, so stur zu sein.

„Oder?“

Er starrte sie an. Sie klang, als hielte er ihr eine Pistole an den Kopf. „Oder ich esse allein?“

Sie schob den Stuhl von ihm weg und nahm erneut ihren Kugelschreiber zur Hand. Er wartete. Mehr konnte er nicht tun. Was immer sie jetzt auch sagte, es würde entscheidend für ihre Beziehung sein.

„Ich kann nicht.“

Das war immerhin besser als *Ich will nicht*. „Was wäre, wenn ich einen neutralen Ort gefunden hätte?“

Sie runzelte die Stirn. „Neutral?“

„Ich weiß, dass du nicht zu mir kommen kannst. Du willst nicht, dass ich zu dir komme. Bars sind offenbar nicht möglich.“ Er streckte eine Hand aus und berührte das Pflaster. Sie schloss die Augen; er fürchtete, sie würde gleich wieder in Tränen ausbrechen. „Etwas Ruhiges.“ Er streichelte ihr das Gesicht, wollte sie *so* gern küssen, aber jetzt war weder der richtige Platz noch der richtige Zeitpunkt. „Nur du und ich.“

„Wie kannst du nur glauben, dass es dieses Mal anders sein sollte?“ Ihr zitterte die Stimme, während sie blinzelte und noch ein Stück von ihm wegrückte. „Oder das Mal danach? Wir können uns nicht für immer verstecken. Jedenfalls ich kann es nicht.“

Er wurde ärgerlich. „Ich verstecke mich nicht, Rosebud. Und du solltest es auch nicht tun.“

„Hast du deinem Onkel davon erzählt?“ Sie deutete auf ihre Stirn; ihre Augen waren voller Tränen. „Und von mir?“

„Nein. Ich bin nicht dumm.“ Er lehnte sich zurück und fand, dass er sich nicht besonders schlau anstellte. „Es geht niemanden etwas an, dass wir uns sehen. Und ich würde es auch gern dabei belassen. Ich habe nicht vor, mir darüber Gedanken zu machen, was mein Onkel oder deine Tante oder irgendein Trottel auf der Straße dazu sagt.“ Er hätte sie so gern geküsst, aber er wollte sie auf keinen Fall zu etwas zwingen. „Es ist genau so, wie du gesagt hast“, fügte er hinzu. „Ich versuche, nicht auf den Gesellschaftsseiten zu erscheinen. Das ist alles.“

Die Anspannung wich aus ihrem Gesicht. Sie schmiegte ihre Wange in seine Hand. „Wo?“

„Kennst du den Bonneau Creek?“ Sie nickte. „Ich glaube, dort gibt es eine Hütte. Keine Straßen, keine Stromleitungen. Im Umkreis von einigen Meilen nichts.“

„Das ist zu weit weg. Ich kann dort nachts nicht hinreiten.“

„Was ist mit dem Wochenende? Hast du dann Zeit für mich?“

Die Worte hingen noch in der Luft, als er verstand, was er da gefragt hatte. Nicht nach einem gemeinsamen Abendessen, sondern nach einem ganzen Wochenende, einschließlich der Nächte.

Sag ja, dachte er.

Sie legte ihre Hand auf seine und zitterte – aber nur ein bisschen. „Du wirst es niemandem erzählen?“

Sein Herz machte einen Satz. „Nicht mal auf meinem Totenbett.“

Lächelnd neigte sie den Kopf und küsste seine Handfläche. „Ich hoffe, ich muss dich nicht daran erinnern“, sagte sie und schob seinen Stuhl weg. Der Sinn war klar: *Ja. Jetzt lass uns an die Arbeit gehen.*

Sie hatte „Ja“ gesagt. Wahrscheinlich grinste er gerade wie ein Idiot, aber das war ihm egal. Obwohl er ein Armstrong war, mochte sie ihn. Sogar genug, um ein ganzes Wochenende mit ihm zu verbringen. „Keine Sorge.“

Sie arbeiteten den ganzen Tag, ohne ein Wort zu sagen – bis auf den Moment, in dem Tante Emily kam, um sich für all die Kekse zu bedanken. Oberhalb des Tisches blieb Rosebud auf Distanz, darunter stellte sie ihren nackten Fuß auf seine Wade.

Der kommende Freitag schien noch verdammt weit weg zu sein.

Als Dan fünf Tage später auf Smokey durch das Tal des Bonneau ritt, spürte er die Einsamkeit geradezu körperlich. Irgendwann war es so still, dass er nichts mehr hörte außer Smokeys Hufen, die das hohe Gras streiften. Keine Vögel. Keine Insekten. Nicht mal der Wind wehte.

Er hörte einen Zweig zurückschnappen. Dan lauschte, woher das Geräusch kam. Dann wendete er Smokey vorsichtig. Rosebud war gekommen.

Er blinzelte. Statt einer Häuptlingstochter sah er sie im Schatten des Waldes auf ihrem Schecken sitzen. Ihr Pferd trat ins Sonnenlicht. Rosebud hatte ihr Haar zu einem langen, dicken Zopf geflochten, der ihr über der Schulter lag. Sie trug einen Cowboyhut, ein einfaches weißes Tanktop, Jeans und Stiefel.

Lächelnd ritt sie langsam zu ihm herüber. Er nutzte die Zeit, sie zu betrachten. „Hallo.“

Er lehnte sich, soweit es ging, im Sattel nach vorn und küsste sie. Ihr Mund schmeckte süß wie

Honig. Er nahm an, dass der Rest von ihr ebenso lecker schmeckte. „Ich fand dich schon beim ersten Mal schön. Aber so gefällst du mir noch besser. Moderner.“

Sie öffnete den Mund, schloss ihn wieder und schaute ihn warnend an. Und klar, sie kaute wieder auf der Unterlippe. Wenn es nach ihm ging, konnten sie die Sache mit seinem alten Hut auch ruhen lassen. Dan wünschte sich, sie würde ihm endlich die Wahrheit sagen und ihm erklären, warum sie auf ihn geschossen hatte. Er lenkte Smokey nach Norden. In eineinhalb Stunden sollten sie die Hütte erreicht haben.

„Eine Sache verstehe ich nicht“, sagte sie und ritt an seine Seite. „Wenn du denkst, dass ich auf dich geschossen habe, warum bist du dann jetzt mit mir hier?“

„Ich denke es nicht.“ Die Pferde fielen in einen leichten Trab. Dan war die Strecke zur Hütte in den vergangenen Tagen einige Male abgeritten. Smokey wusste also, wo es langging. „Ich weiß es.“

„Wenn ich geschossen habe“, sagte sie nachdrücklich.

Stur bis zum Ende, dachte er und lächelte. Er hatte es für möglich gehalten, dass sie ihm seit der Sache in der Bar ein bisschen mehr vertraute. Ihre Reaktion überraschte ihn allerdings nicht. „Meine Mutter sagt immer: ‚Die meisten Menschen haben ihre Gründe‘.“

„Und du denkst, das trifft auch für denjenigen zu, der auf dich geschossen hat?“

Dan ließ den Blick über das Tal und die Frau an seiner Seite gleiten. Ihre Hüften bewegten sich bei jedem Schritt ihres Pferdes, und ihre Brüste waren die Schönheit selbst. Mit einer Hand hielt sie die Zügel, die andere lag auf ihrem Oberschenkel. Die Sonne schien auf ihre nackten Arme. Als er ihr Gesicht betrachtete, sah er weder ein Lächeln noch Reserviertheit. Rosebud war ganz sie selbst. Sie gehörte hierher, an den Fluss, auf den Rücken eines Pferdes und nicht in einen langweiligen Hosenanzug und ein hässliches Büro.

Fast jeder hatte Gründe. Er hatte alle Polizeiberichte über Vandalismus im Reservat gelesen. „Was wäre, wenn diese Person glaubt, sie hätte auf jemanden geschossen, der den Stamm einschüchtern will?“

Sie schwieg. Er zwang sich, sie nicht anzusehen. Er wollte, dass sie entspannt blieb, sonst wäre das Wochenende schon jetzt vermässelt. Aber er musste die Wahrheit wissen, bevor es mit ihnen weitergehen konnte. „Das könnte ein Grund sein. Aber ich bin sicher, dass diese Person dich nicht treffen, sondern nur erschrecken wollte. Ich bin sicher, es war ein Fehler – nur ein Fehler.“

Anwälte, dachte er. Immerhin, es war ein Fortschritt. Sie sprachen wenigstens darüber. „Diese Person sollte lernen, besser mit ihrem Gewehr umzugehen. Sie hat mir und Smokey einen Heidenschrecken eingejagt.“

Er sah den Flusslauf in einiger Entfernung. Von hier aus war es nicht mehr weit bis zu der Stelle, wo der Bonneau in den Dakota floss. Sie hatten die Hälfte geschafft.

Er hätte sie gern gefragt, ob sie Shane Thrasher kannte und ob sie gedacht hatte, dass er es war, auf den sie geschossen hatte. Aber er fragte nicht. Er wollte ihnen nicht das Wochenende verderben.

„Es tut mir leid“, sagte sie. Ihre Stimme war leise und ein bisschen zittrig, als wolle sie ein Geständnis ablegen. „Ich bezahle deinen neuen Hut. Er ist schön.“

Nun sah er sie an. Sie umklammerte die Zügel so fest, dass ihre Knöchel weiß hervortraten, und blinzelte heftig. Es war zwar immer noch kein Geständnis, aber fast. „Es wird nicht wieder passieren, oder?“

„Nein.“

Er wusste, dass sie die Wahrheit sagte. Nun stand nichts mehr zwischen ihnen. Er streckte die Hand aus und rieb ihr den Arm. Sie hatte ihm ihr Wort gegeben. Das genügte. „Ist in Ordnung.“ Sie lächelte ihn zögernd an. Glaubte sie ihm nicht? „Es ist wirklich in Ordnung. Es war nur ein Hut.“ Ihr Angebot, seinen Hut zu bezahlen, war nett. Aber er war sich sicher, dass sie nirgendwo ein paar Tausend Dollar herumliegen hatte.

„Es wäre beinahe dein Kopf gewesen.“ Tränen standen ihr in den Augen, als sie ihn anblickte.

Mit einer Handbewegung schnitt er ihr das Wort ab. „Es ist erledigt. Es gibt keinen Grund, weiter darüber zu reden. Ich weiß, du bist keine Mörderin.“ Er stellte sich in die Steigbügel, um Rosebud besser erreichen zu können. Irritiert blieb Smokey stehen. Rosebuds Schecke tat es ihm gleich.

„Ich vertraue dir, Rosebud.“ Sein Kopf war nur ein kleines Stück von ihrem entfernt. Er wollte sie küssen, fürchtete aber, ihre Köpfe könnten zusammenstoßen.

„Ich sollte dir nicht vertrauen“, sagte sie.

„Aber?“

„Ich tue es trotzdem.“ Sanft küsste sie ihn auf die Wange. Er ließ sich in den Sattel zurückfallen. „Ich scheine nicht besonders vernünftig zu sein, wenn es um dich geht“, fügte sie hinzu.

Das hörte sich nicht übel an! „Gut. Und jetzt will ich sehen, wie du reitest.“ Er berührte Smokeys Flanken und galoppierte los. „Na los, Liebling“, rief er über die Schulter zurück. „Lass uns loslegen!“

Sie rief laut „Yeah!“ und preschte hinter ihm her.

Das Wochenende hatte begonnen.

12. KAPITEL

Rosebud fühlte sich so leicht wie schon lange nicht mehr. Sie schaute Dan zu, der ein Lagerfeuer machte, während die Sonne langsam hinter den Wäldern unterging. Sie hatte sich entschuldigt, und er hatte ihr vergeben. Jetzt hatte sie so etwas wie Ferien. Seit Weihnachten hatte sie sich keinen freien Tag mehr gegönnt. Sie fühlte sich ein bisschen schwummerig, wenn sie daran dachte, mit wem sie diese Tage verbrachte. Dan hatte sein T-Shirt ausgezogen und fachte damit das Feuer an.

Heiliger Bimbam! Mit nacktem Oberkörper bot er einen atemberaubenden Anblick. Sie musste gepfeifen haben, denn er warf ihr ein Lächeln zu, das sowohl bissig als auch anzüglich war. War sie wirklich hier? War sie tatsächlich mit einem weißen Mann ausgerissen, der immer noch ein Armstrong war? Das hier war etwas anderes, als eng umschlungen in einer Bar miteinander zu tanzen. Das hier war verrückt. Sie wusste, dass sie ihm nicht trauen sollte. Aber sie bekam es einfach nicht auf die Reihe.

Sie berührte das Pflaster auf ihrer Stirn, hatte aber jetzt keine Lust, darüber nachzudenken. Sie hatte etwas weit Besseres zu tun, beispielsweise Dan anzuschauen, der einen Eimer Wasser aus dem Fluss geholt hatte, um die Pferde zu tränken. Muskeln in Aktion!

Sie starrte ihn an. Schon wieder. Dan striegelte die Pferde wie ein Cowboy – umsichtig und geschickt. Sie wusste zwar, dass die Pferde versorgt werden mussten, hatte aber keine Ahnung, wie lange sie noch auf Dan warten konnte.

Zwischen ihren Beinen kribbelte es, und diese süße Folter machte sie verrückt. Der Ritt hierher hatte ihr Blut in Wallung gebracht, und Dan bei der Arbeit zuzusehen brachte es noch mehr in Wallung. Sie zwang sich, woanders hinzusehen, und zog die Kondome aus ihrer Satteltasche.

Einen Nachttisch gab es nicht. Das Bett war ein altmodisches Ding mit Sprungfedern, aber die Laken waren sauber und weich. Weicher als ihre zu Hause. Gott, das Ding würde mächtig quietschen. Schließlich beschloss sie, die Kondome einfach unters Bett zu schieben. Außer Sichtweite, aber nahe genug, um heranzukommen. Vielleicht hatte sie nur noch drei Wochen. Sie hatte keine Ahnung, was nach der Gerichtsverhandlung geschehen würde. Sie hoffte, dass Dan hierbleiben würde, aber er würde wohl nach Texas zurückkehren.

Nachdem sie sich um die Kondome gekümmert hatte, hörte sie, dass Dan vor der Tür seine Stiefel auszog. Wenn sie sich jetzt umdrehte, würde sie sich ihm in die Arme werfen. Also blieb sie, wo sie war. „Du warst sehr fleißig.“

Dan schlang ihr die Arme um die Taille und zog sie an seine Brust. Er roch nach Pferden und Sandelholz. Er zog den Hut vom Kopf und warf ihn auf das einzige andere Möbelstück im Raum, einen schäbigen Tisch. Ihr war es plötzlich völlig gleichgültig, wie laut das Bett quietschen würde. „Wie findest du es?“ Seine Stimme klang leise an ihr Ohr. Dann küsste er ihr den Nacken.

Was meinte er mit *es*? Die Hütte oder das, was unweigerlich folgen würde? Egal. „Ich mag es.“ „Ich habe Abendessen mitgebracht.“ Seine Bartstoppeln kratzten an ihrem Ohr, während er sie fester an sich drückte. Eine Hand hatte er unter ihren Brüsten gespreizt, die andere hielt ihre Hüfte. Die Wärme seines Körpers und seine Nähe ließen sie erschauern. „Wenn du hungrig bist.“

Sie drehte sich in seinen Armen herum. Verlangend schaute er sie an. „Ich bin nicht wegen des Abendessens hierhergekommen.“

„Ich auch nicht.“ Dieses Mal wartete er nicht auf ihr Einverständnis, hielt sich nicht zurück. Er küsste sie leidenschaftlich, so leidenschaftlich, dass sie nicht mehr klar denken konnte. Denn plötzlich öffnete sie seinen Gürtel, und er zog ihr das Shirt über den Kopf. Das Nächste, was sie mitbekam, war das Quietschen des Bettes. Es war laut.

Sie konnte nicht anders, sie musste über das Geräusch kichern. An jedem anderen Ort der Welt hätte sie gedacht, dass jeder es hören konnte. Hier nicht. Bereitwillig hob sie die Hüften, damit er ihr die Jeans und ihren Slip ausziehen konnte. Sie hatte keine Ahnung, wo ihr BH geblieben war, aber in weniger als einer Minute war sie nackt.

Ein einzelner Finger zog eine Linie von ihren schmerzenden Brüsten zu ihrem Bauch. „Verdammt.“ Jetzt, da ihre Beine von all dem lästigen Stoff befreit waren, setzte sie sich hin und knöpfte seine Jeans auf. Das Bett protestierte. Sie musste wieder kichern. Dann erstarrte sie, hoffte, dass er nicht glaubte, sie lache über ihn.

„Es ist in Ordnung.“ Seine Stimme klang angespannt. Er griff in seine Hosentasche, zog ein Kondom hervor und riss die Folie mit den Zähnen auf. Er war also ebenfalls vorbereitet. „Ich mag es laut.“

„Ehrlich?“

Schnell streifte er sich das Kondom über und kniete sich zwischen ihre Beine. Das Bett wackelte. Dann wartete einen Moment und packte dann die Seiten der Matratze. Das Warten würde sie noch umbringen. Oder das Bett erledigte das.

„Vielleicht sollten wir ...“

Nein. Sie würde es nicht eine Minute länger mehr aushalten. Entschlossen umfasste sie sein Gesicht und zog ihn zu sich herunter, während sie ihm die Beine um die Taille schlang. Sie wollte jeden Zentimeter seines Körpers schmecken, damit sie sich für immer an seinen Duft erinnerte, wollte jeden Quadratzentimeter seiner Haut berühren und erkunden.

Mach, dass es etwas zu bedeuten hat, bat sie im Stillen.

Er zog sich ein wenig zurück, während er das Bett ausprobierte. Es hielt.

„Nein.“ Sie drängte sich ihm entgegen. „Ich will dich jetzt.“

Er bewegte sich langsam, um das Bett nicht unnötig zu strapazieren, und schob die Hand zwischen ihre Beine. Zärtlich begann er, ihre empfindsamste Stelle zu liebkosen, um nur wenige Augenblicke später mit einem Finger in sie einzudringen.

Ihr Körper zuckte.

„Willst du das?“

„Ja“, stöhnte sie. Er zog sich zurück, und sie wimmerte leise.

„Das hier?“ Mit einer geschmeidigen Bewegung drang er in sie ein und beugte sich über sie, sodass sich ihre Köpfe berührten. Er atmete schwer. Sie fühlte sich sicher in seinen Armen. Nichts und niemand konnte sie verletzen.

Er war der Mann, den sie sich erträumt hatte, und doch nicht so, wie sie ihn sich vorgestellt hatte, sondern besser. Viel besser. „Dan.“

Er zog sich wieder zurück und machte eine Pause. Worauf wartete er? „Sag mir, was du willst.“ Seine Stimme klang rau, als klammerte er sich mit beiden Händen an eine Klippe, um nicht abzustürzen.

Erneut drängte sie sich ihm entgegen und hoffte, dass er wieder zu ihr kam. „Laut?“ Er wollte nur, was sie auch wollte.

„Ja.“ Kreisend bewegte er die Hüften. Verdammt, er spielte mit ihr.

„Fester.“ Er drang kraftvoll in sie ein, was sie aufschreien ließ. „Oh!“

Immer wieder stieß er zu und brachte sie damit schier um den Verstand.

„Schneller!“, befahl sie und krallte ihre Nägel in seinen Po, um ihn tiefer in sich zu spüren.

Er stöhnte und beschleunigte seinen Rhythmus, drang mit einer Intensität und Kraft in sie ein, die sie nicht kannte. In ihr brannten alle Sicherungen durch. Jedes Mal, wenn sich ihre Körper berührten, schrie sie seinen Namen heraus.

„Ich kann mich nicht mehr zurückhalten“, presste er zwischen zusammengebißenen Zähnen hervor und drang erneut in sie ein.

Dann wurden sie endgültig von der Leidenschaft mitgerissen, die sie nach wenigen kurzen Stößen direkt auf den Gipfel der Lust katapultierte. Laut stöhnend erschauerte er und sank ermattet auf sie nieder.

Das Bett blieb still, während Rosebud wieder ruhig zu atmen versuchte. Befriedigt ließ sie ihre Finger langsam über Dans Rücken gleiten. Jetzt konnte sie sich Zeit nehmen.

„Oh Rosebud.“ Er sprach leise. Dann verteilte er kleine Küsse auf ihrem Hals. „Ich ... du ...“

Sie traute sich nicht, etwas zu sagen. Ihr schwirrte regelrecht der Kopf von dem, was gerade geschehen war. Als er die Lippen über ihr Schlüsselbein in Richtung ihrer Brüste wandern ließ, musste sie kichern.

Er hob den Kopf, das Bett quietschte. „Rosebud?“

„Oh. Nein, es ist nicht deinetwegen. Ich dachte nur ... Oh Gott, du warst umwerfend. Ich wollte das ... seit dem ersten Mal ... auf dem Pferd ... ich meine nur ... Es war wundervoll. Du warst wundervoll.“ Toll! Sie quasselte schon wieder.

Er stützte sich auf eine Hand und grinste. „Interessant.“ Er klang amüsiert. „Also hat es dir gefallen?“

„Oh. Oh.“ Sie konnte diese Worte kaum aussprechen, ohne wieder zu kichern. Eng schmiegte sie sich an ihn und fuhr die Umrisse seiner Schulterblätter mit den Fingerspitzen nach. Nein, beschloss sie, perfekter könnte er gar nicht sein.

„Und es würde dir nichts ausmachen, es später noch mal zu machen?“

„Ja. Wenn es nicht sehr viel später wird.“

Darüber musste er lachen. Er hob sie hoch, während das Bett protestierte, und zog sie sich auf den Schoß. Zärtlich küsste er sie auf die Stirn, die Wangen und die Augenlider. „Kannst du eine halbe Stunde warten?“

„Mir bleibt wahrscheinlich gar nichts anderes übrig, oder?“ Bestimmt wäre eine kleine Pause, um ihre Gedanken zu ordnen, nicht verkehrt.

Dann fiel Rosebud auf, dass es in der Hütte kein Badezimmer gab.

Dan lachte wieder. Er klang zufrieden und glücklich. „Du wirst dich für den Baum links oder den Busch rechts entscheiden müssen.“

Sie streckte sich auf seinem Bauch aus, während er die Hände über ihren Körper gleiten ließ. „Busch.“

Nachdem sie sich angezogen hatte, beschäftigte sich Dan mit dem Feuer. Eine teure Decke lag auf dem Boden und über einigen Baumstümpfen, sodass sie gemütlich sitzen konnten. Zum Abendessen gab es kaltes Huhn und Cracker. Beides war unglaublich lecker. Er zog Marshmallows und in Goldfolie gewickelte Schokolade hervor. „Noch was?“ Die Schokolade sah ausgesprochen teuer aus. „Wir campen“, sagte er, entfernte die Rinde von einem Zweig und reichte ihn ihr. Die Sonne war inzwischen untergegangen. Das einzige Licht im Umkreis von Meilen waren der Mond und ihr Lagerfeuer. „Ich glaube, es gibt da ein Gesetz. Es lautet, wenn man ein Lagerfeuer anzündet, muss man Marshmallows mit Schokolade darin rösten.“ Er setzte sich neben sie.

Im flackernden Feuerschein sah er dem Jungen auf dem Plakat ähnlicher als dem Mann, der Armstrong Holdings leitete. „Ich bin weit davon entfernt, über die Existenz dieses Gesetzes zu maulen. Oder über die Anwesenheit von Schokolade. Gib mir mal die Marshmallows.“

Als sie drei Marshmallows im Feuer hatte, grinste er. „Was fange ich bloß mit dir an?“

„Das ist eine gute Frage.“ Eine Frage, auf die sie auch gern die Antwort wüsste.

Er presste einen geschmolzenen Marshmallow zwischen ein Stück Schokolade und einen Keks und gab ihr das Ganze. Dann starrte er lange schweigend ins Feuer. Schließlich setzte er sich auf seine Fersen und schaute sie an.

„Rosebud“, sagte er, und seine Stimme klang dabei so verändert, dass sie einen Moment lang glaubte, er würde gleich etwas völlig Verrücktes tun und ihr einen Heiratsantrag machen. Ihr Herz machte einen Freudenhüpfer. „Was wäre, wenn es keinen Staudamm gäbe?“

13. KAPITEL

„Wie bitte?“ Rosebud holte tief Luft und rutschte von Dan weg. „Was meinst du mit ‚keinen Staudamm‘?“

Falsch, dachte er. Geschäftliches und Vergnügen sollte man nicht miteinander vermischen. Bisher war das Wochenende mit Rosebud tatsächlich ein Vergnügen gewesen. „Ich werde meine Ingenieure hier herausschicken.“ Aufmerksam sah sie ihn an. „Ich habe mir die Pläne angesehen. Wir könnten ein Wasserkraftwerk bauen.“

Verwirrt schüttelte sie den Kopf. Dann sprang sie auf und lief aufgeregt hin und her. Schließlich packte sie ihn am Revers. „*Wir können was tun?*“

„Ein Wasserkraftwerk würde bei Niedrigwasser zwar keine Elektrizität produzieren, aber es würde auch kein Reservoir brauchen. Der Unterschied beträgt nur ein paar Tausend Dollar, wesentlich weniger, als Cecil in den vergangenen Jahren für Anwälte ausgegeben hat.“ Er stand sehr langsam auf, wollte sie nicht noch mehr erschrecken.

„Du ... der Damm ... nicht?“ Sie drehte sich um, verschwand in der Dunkelheit und war sofort wieder da. „Wir?“

Während der Feuerschein ihre verwirrte Miene erhellte, musste Dan an den Sex mit dieser wundervollen Frau zurückdenken. Sie hatte jegliche Kontrolle verloren. Er hatte das nun schon zwei Mal erlebt. Wenn es passierte, plapperte sie ununterbrochen. Sie hatte jetzt eine Hand auf ihr Herz gelegt, die andere zeigte ungefähr in seine Richtung. Ein bisschen mehr als eine halbe Stunde war vergangen, aber er konnte es kaum abwarten, sie wieder in den Armen zu halten.

„Ich kann nichts versprechen. Ich muss erst mal Jim hierherkommen lassen, damit er sich die Unterlagen ansieht. Aber möglich wäre es. Das war's schon.“ Er nahm ihre Hand und zog sie in die Arme. Sie passte wunderbar da hinein, so warm und weich und süß.

„Keine Überflutung?“ Er fühlte, wie ihr Herz raste.

Er schüttelte den Kopf. „Ich traue Cecils Ingenieuren genauso wenig wie ihm selbst. Sie müssen einen anderen Grund für den Staudammbau haben. Allerdings hab ich nicht die geringste Ahnung, welchen.“

„Dan. Sagst du die Wahrheit? Kein Staudamm?“

„Das habe ich nicht gesagt. Nur *vielleicht*. Schau“, erklärte er und umfing ihr Gesicht mit den Händen. „Das hier ist Cecils Sache, aber es ist immer noch meine Firma, und die hat eine Menge Geld hier versenkt. Ich kann es mir nicht leisten, das Projekt einfach aufzugeben.“

Er sah, wie es in ihrem Kopf arbeitete. Ihm ging es nicht anders. Eine Menge Dinge mussten richtig laufen. Vor allem aber musste er Cecil die Kontrolle über das Projekt entziehen, vielleicht sogar über die Firma. Aber er hatte fast jede freie Minute in den vergangenen Wochen in Rosebuds Nähe verbracht oder an sie gedacht. Sie machte es ihm nicht leicht, war schwierig, aber auf eine Weise, an die sich ein Mann gewöhnen konnte.

Sie öffnete den Mund, blieb aber stumm.

Nicht jede Frau würde die Diskussion über ein Wasserkraftwerk für den Beginn des Vorspiels halten. Aber wenn er eins gelernt hatte, dann war es, dass Rosebud nicht wie jede Frau war. Er schlang die Arme um sie und genoss es, wie sie sich an ihn schmiegte, während er sich herabbeugte,

um sie zu küssen. „Ja. Das habe ich mir auch gedacht.“

Sie schmeckte dieses Mal nach Schokolade, und auch deshalb wollte er sie noch einmal küssen. Zärtlich fuhr sie mit den Händen über seinen Bartschatten und leckte über seine Lippen. Oh ja, die halbe Stunde war um. Er war bereit und stöhnte zufrieden, als sie die Hüften gegen seinen Unterkörper presste. Er hatte sein Hemd schon fast ausgezogen, als er an das Bett dachte. Das verdammte Ding war einfach zu laut.

„Ich habe hiervon geträumt“, wisperte sie, während sie ihm das Hemd über den Kopf zog und ihn auf die Decke stieß, die am Boden lag. Die Nacht war kühl, und er wollte sich auf die altmodische Art wärmen.

In froher Erwartung zog er ein weiteres Kondom aus der Hosentasche.

„Nach unserem ersten Kuss ... du und ich ... am Fluss ... davon habe ich geträumt“, wiederholte sie.

Sie drückte ihn auf den Boden und zog ihm ganz langsam die Hosen aus. Im Licht des Lagerfeuers schimmerten ihre Brustwarzen wie poliertes Kupfer. Schnell streifte sie sich die Jeans ab. Dann öffnete sie ihren Knoten. Ihr Haar fiel ihr in weichen Wellen über die Schultern. Entschlossen reckte sie das Kinn und straffte die Schultern. Sie war nicht so schamhaft wie andere Frauen, die das Licht ausschalteten, wenn es um Sex ging. Nein, sie war eine stolze Häuptlingstochter, die gerade einen Cowboy eroberte.

„Verdammt, Liebling.“ Er brachte kein Wort mehr heraus, lag nur da und starrte sie an.

Sie war unglaublich feucht, als sie sich zu ihm herabbeugte und ihn in sich aufnahm. Ihre Brüste streiften sein Kinn. Sie stöhnte, was ihn augenblicklich in Fahrt brachte. Frauen, die sich gehen lassen und den Sex genossen, machten ihn tierisch an.

„Und? Gefällt dir das?“ Wenn sie ihn schon so anmachte, wollte er wenigstens sichergehen, dass sie mitging.

„Oh ja.“ Sie bog den Rücken durch und bot ihm ihre Brüste an. Das Haar floss ihr wie pure Seide den Rücken hinab. „So gut. So ... oh!“

Genüsslich umschloss er ihre Brustwarze mit den Lippen und saugte daran. Als Rodebud regelrecht zusammenfuhr, musste er unwillkürlich lachen. Er fasste sie um die Hüften, damit sie nicht von ihm hinunterrutschte, und hielt sie mit einer Hand fest, während er mit der anderen ihre Brüste liebte.

Seufzend warf sie den Kopf in den Nacken und ließ die Hüften kreisen, während sie auf ihm ritt – erst langsam, dann immer schneller und hemmungsloser.

Schließlich konnte Dan sich nicht mehr zurückhalten. Er musste Erlösung finden, und zwar sofort. Er umklammerte ihre Hüften und stieß zu. Als Rosebud seinen Namen in die weite dunkle Nacht hinaus schrie, gelangte er an einen Ort, an dem er nie zuvor gewesen war, und schien dort regelrecht zu explodieren.

Als er wieder einigermaßen klar denken konnte, hatte sie den Kopf in seine Armbeuge gelegt. Sie seufzte zufrieden, und es war klar, was das bedeutete.

„Ja.“ Mehr brachte er nicht heraus. „Ich auch.“

Er wollte sie nicht loslassen, aber es wurde allmählich kalt, und er konnte sich kaum bewegen. Er war unglaublich müde und zufrieden. Als er das Feuer gelöscht hatte, hatte sie die Matratze auf den Boden gelegt und sich darauf zusammengerollt.

„Eine Frau nach meinem Herzen.“ Die Erschöpfung übermannte ihn, als er zu ihr krabbelte. Tiffany war nie über Nacht geblieben. Sie hatte gemeint, wenn sie bei ihm schlief, bedeute das etwas Festeres. Und etwas Festeres war es dann auch nie geworden.

Rosebud rutschte zu ihm herüber und legte ein Bein über seines. Viel Platz war nicht, die Matratze war schmal. So eng aneinander gekuschelt, fühlte sich es sehr nach etwas Festem an.

„Du hast meine Frage nicht beantwortet.“ Sie lächelte.

„Welche Frage?“

„Was hast du mit mir vor?“

Er verschränkte seine Finger mit ihren. Er war kurz davor, einzuschlafen. „Ich denke daran, dich zu behalten.“

Als der Sonntag angebrochen war, dachte Dan über seine Situation nach. Natürlich war er schon oft zelten gewesen, aber er konnte sich nicht daran erinnern, es jemals so gern getan zu haben wie mit Rosebud. Vielleicht weil er seit der Übernahme der Ölabteilung vor zehn Jahren nicht mehr gecamppt hatte. Vielleicht kam es daher, dass Rosebud dieselben Dinge mochte wie er: nach dem Frühstück reiten zu gehen, nachmittags nackt zu schwimmen und es sich abends am Lagerfeuer gemütlich zu machen. Vielleicht weil sie sich morgens sanft und zart liebten und es laut miteinander trieben, wenn der Mond am Himmel stand. Vielleicht weil sie es nicht hinbekam, Marshmallows zu rösten. Was auch immer der Grund dafür sein mochte: Als sie packten und sich für den Ritt nach Hause fertig machten, dachte er schon über das kommende Wochenende nach.

„Wir sollten einen anderen Weg nehmen“, sagte er, als sie zu der Stelle kamen, an dem sich der Bonneau mit dem Dakota vereinigte.

„Warum?“ Sie ritt nahe bei ihm, so nah, dass er hinüberreichen und ihren Arm berühren konnte.

„Weil ...“ Er brach ab, bevor er *Es könnte sein, dass mir jemand folgt* hinzufügen konnte.

„Dan“, sagte sie, und an ihrem Tonfall erkannte er, dass er nicht schnell genug gewesen war.

„Warum müssen wir einen anderen Weg nehmen?“

Das Wochenende war großartig gewesen. Er konnte also nichts mehr kaputt machen. „Kennst du jemanden namens Shane Thrasher?“

„Nein.“ Er hätte schwören können, dass sie zusammenzuckte. „Sollte ich?“

„Er ist der Chef von Cecils Sicherheitsdienst“, antwortete er. „Außerdem ein halber Crow.“

Sie atmete tief durch, behielt aber ihr Pokerface, das er nicht mochte. Ihr wahres Gesicht war ihm um einiges lieber. „Und er ist uns auf den Fersen? Oder mir? Oder dir?“

„Ich bin mir nicht sicher. Aber ich halte es für möglich, dass er mir im Nacken sitzt. Ich habe keinerlei Hinweise gefunden, dass er unsere Hütte kennt.“ Er hatte jedes Mal, wenn sie die Hütte verlassen hatten, unauffällig die Gegend abgesucht – ebenso wenn sie zurückgekommen waren. Er hatte nichts gefunden. Keine Zigarettenstummel. Keine fremden Hufabdrücke. „Vorsicht ist besser als Nachsicht. Ich möchte nicht, dass er von unserer Hütte weiß.“

Sie ritten eine Weile Richtung Norden. Als er Smokey in den Fluss lenkte, erklärte Rosebud: „Du machst mir Angst.“

Verwirrt sah er sie an. „Der Fluss ist wirklich seicht hier. Ich bin hier schon zwei Mal entlanggeritten. Deine Stiefel bleiben trocken.“

„Das meine ich nicht.“ Sie schaute über ihre Schulter, und er sah ihre Furcht. „Was ist, wenn ...“

„Niemand hat uns gesehen. Und es wird uns auch niemand sehen“, versprach er. Er wünschte sich plötzlich, er hätte alles noch besser kontrolliert. Das ganze Geschrei, das sie gemacht hatten. „Ich werde nicht zulassen, dass dir irgendwer oder irgendetwas Angst macht. Das verspreche ich dir, Rosebud.“ Sie sah beunruhigt aus; er hatte sie nicht überzeugt. „Ich meine es ernst. Wenn irgendwer dich schikaniert, erschieße ich ihn.“

Sie schaute sich noch einmal um, aber das Flusstal sah genauso wild und unberührt aus wie zuvor. „Das wird nicht nötig sein“, sagte sie schließlich, während sie den Fluss durchquerten. „Ich kann selbst auf mich aufpassen.“

Ihr geschäftlicher Tonfall beunruhigte ihn am meisten. „Kommst du nächstes Wochenende wieder mit?“

Sie schaute zum Himmel, als suche sie dort nach einer Antwort. „Ich sollte es nicht.“ Seine Stimmung sank. Dann seufzte sie und fügte hinzu: „Wenn wir Samstagmorgen sehr früh aufbrechen, sollte uns keiner sehen.“

„Liebling, ich gehe jederzeit mit dir, wohin du willst. Hauptsache, wir sind zusammen.“

Sie drehte sich im Sattel um und warf ihm einen Blick zu, der wissend und sehnsüchtig zugleich war. Er wartete, dass sie noch etwas sagte, aber sie schwieg.

Sie ritt einfach weiter, und er musste sich beeilen, um ihr zu folgen.

14. KAPITEL

„Wo warst du am Wochenende?“ Cecil sah aus, als habe er die Zeit seit dem vergangenen Donnerstag, als Dan ihn zum letzten Mal gesehen hatte, ausschließlich am Schreibtisch verbracht.

Dan fühlte sich einen Moment lang wie ein Teenager, der dafür ausgeschimpft wurde, dass er zu spät nach Hause gekommen war. „Weg.“ Er war Cecil keine Rechenschaft schuldig, aber die einsilbige Antwort ließ seinen Onkel aufschauen.

„Mit wem?“

„Mit meinem Pferd. Ich bin nach Süden geritten, um einige Sachen auf der Landkarte zu kontrollieren.“ Soweit er wusste, gab es im Süden nichts außer trockenem Gras. Im Süden könnte Shane Thrasher hübsch verloren gehen. Vielleicht würde ein Kojote ihn fressen.

Irgendwas geschah mit Cecils Gesicht. Statt wie sonst angefressen auszusehen, erschien ein Ausdruck darauf, der wohl Wärme ausdrücken sollte. „So“, sagte er kumpelhaft. „Wie geht es mit dieser Donnelly voran?“

Dan hätte sich lieber den rechten Arm abgehackt, als etwas über Rosebud preiszugeben. „Ich weiß nicht, was du dir vorstellst. Sie sieht gut aus, aber sie nimmt nichts an, auch von mir nicht. Ich kann sie nicht mal dazu bringen, noch einmal mit mir zu essen. Sie hat irgendwie Wind von meinen Plänen bekommen und schaut mich nicht mal mehr an. Es ist, als wäre ich Luft für sie.“

„Kein Fortschritt.“ Dan nahm den unzufriedenen Ausdruck seines Onkels als Kompliment. Cecil kaufte ihm das Gerede offenbar ab. Der alte Mann blätterte in seinem Kalender. „Wir haben weniger als drei Wochen bis zum Gerichtstermin. Beobachte sie, mein Sohn. Selbst die härtesten Nüsse lassen sich knacken.“

Die einzige Nuss, die Dan gerade knacken wollte, war Cecils Kiefer. „Warum bauen wir einen Staudamm und kein Wasserkraftwerk?“

„Weißt du eigentlich, wie viel Geld wir schon in diese Sache gesteckt haben?“ Cecil schlug mit der Hand auf den Schreibtisch.

Dan blieb ruhig. „Nicht *wir*.“ Er sprach leise und geschäftsmäßig. „Du!“

Einen Augenblick lang sah Cecil überrascht aus. Doch dann war die alte Geringschätzung wieder da. „Erzähl mir nicht, dass du auf diese Frau hörst. Sie ist eine Verrückte! Eine Verrückte, die das Unternehmen Millionen von Dollar kostet.“

„Für mich sieht es so aus, als wärest du derjenige, der das Unternehmen Millionen kostet. Ich werde ein paar von meinen Leuten hierherkommen lassen. Wir werden deine Bücher prüfen, Cecil.“

Erneut nahm Cecils Miene einen überraschten Ausdruck an. „Ich hätte wissen müssen, dass es ein Fehler ist, dich hierherkommen zu lassen. Du bist zu weich für dieses Geschäft. Wie deine Mutter.“

Dan hatte den alten Mann am Arsch, und sie beide wussten es. „Ich werde es ihr ausrichten. Sie wird sich sicher darüber freuen. Du weißt, welches Gewicht ihre Stimme im Vorstand hat.“

„Mach, was du willst. In drei Wochen werden wir Neuland betreten.“

Nichts als leere Worte. Die Chancen waren groß, dass Rosebud ihre einstweilige Verfügung durchbekommen würde. Dan musste hierbleiben, um sein Team zusammenzustellen. Er wollte seine besten Leute in dem Projekt haben, aber sie waren gerade alle mit anderen wichtigen Dingen beschäftigt. Er konnte sie frühestens in drei Wochen von ihren jetzigen Aufgaben in Texas abziehen.

Außerdem brauchte er die Zeit, um herauszufinden, was Cecil trieb. Wenn er nicht beweisen konnte, dass Cecil illegale Dinge tat, hatte der Vorstand auch keinen Grund, den alten Mann vor die Tür zu setzen. Entschlossen wandte Dan sich ab und ging in sein Zimmer.

Wie konnte er Cecil nur loswerden? Er brauchte Beweise. Aber welche?

Dan leerte seine Tasche und sammelte die schmutzige Wäsche ein, als er plötzlich eine Eingebung hatte.

Maria.

Sie war in der Küche und summtte vor sich hin, während sie das Abendbrot zubereitete. Er hatte den Raum seit dem Abend mit Rosebud nicht noch einmal nach Wanzen durchsucht, daher erzählte er Maria irgendetwas über den Reifendruck an ihrem Wagen, den er prüfen wollte, um sie aus dem Haus zu lotsen.

„Maria“, fragte er sie, während er sich über den Wagen lehnte, „für wen arbeiten Sie? Für mich oder für Cecil?“

„Für Señor Cecil“, antwortete sie nach einer Pause. „Aber ich würde lieber für Sie arbeiten.“ Sie sprach sehr leise. „Sie sind ein besserer Mensch, Señor.“

Langsam gingen sie um das Auto herum. „Ich suche etwas. Einen Kasten, den Cecil getrennt von seinen restlichen Akten aufbewahrt.“

„Ich darf sein Büro nicht betreten, Señor.“ Sie gingen zu den Hinterrädern. „Wie sieht er aus?“

Dan verbarg ein Lächeln. „Er ist aus Holz. Eiche, glaube ich. Er sieht alt aus. Cecil hat einen Schlüssel dafür. Aus Silber, glaube ich.“ Noch ein letzter Reifen. „Darin bewahrt er eine Akte auf, die er mit einem roten Stift beschriftet hat.“

„Ich habe so etwas noch nicht bei ihm gesehen.“ Maria richtete sich auf. „Danke, dass sie die Reifen kontrolliert haben.“ Dann fügte sie leise hinzu: „Ich werde nachsehen.“

„Am besten bestellen Sie Eduardo, dass er den linken Vorderreifen im Auge behalten soll“, sagte er laut, während sie zum Haus zurückgingen.

Die Anzahl der Leute, die in South Dakota für Armstrong Holdings arbeiteten, hatte sich gerade erhöht.

„Rosebud?“ Tante Emily saß auf einem Stuhl und arbeitete an einem Quilt. „Liebes, wo bist du gewesen?“

„Weg.“ Keine gute Antwort. Sie lebte schon so lange mit ihrer Tante zusammen, dass sie keine Geheimnisse voreinander hatten. „Ich brauchte ein freies Wochenende. Ich hatte so viel wegen des Damms zu tun.“

Tante Emily schaute erst Rosebud an, dann deren Rucksack, dann wieder zu ihrer Nichte, bevor sie sich schließlich wieder ihrer Arbeit zuwandte. Sie kaufte es ihr nicht ab, aber Rosebud würde nicht nachgeben. Als sie noch ein Teenager war, hatte sie dieses wissende Schweigen verunsichert. Jetzt jedoch nicht mehr. Sie musste niemandem etwas erklären. Das war einer der Vorteile am Erwachsensein.

Rosebud stellte ihr Gepäck ab und begann eine Scheibe Brot mit Erdnussbutter zu bestreichen. Essen war an diesem Wochenende nebensächlich gewesen. Rosebud musste lächeln, als sie das Knurren ihres Magens hörte. *Dan*. Sie erschauerte schon, wenn sie nur an seinen Namen dachte.

Rosebud war gerade dabei, den Kühlschrank nach Obst zu durchforsten, als ihre Tante fragte:

„Hast du schon irgendwas aus diesem Dan Armstrong herausbekommen?“

Urplötzlich sträubten sich Rosebud die Nackenhaare. Doch die Anwältin in ihr gewann sofort die Oberhand. Sie ging zum Angriff über, bevor sie richtig wusste, was sie tat. „Ich weiß nicht, was du glaubst, was ich aus ihm ‚herausbekommen‘ soll“, erwiderte sie bissig und warf die Kühlschrantür zu. „Er weiß nichts über Staudämme, und soweit ich es beurteilen kann, sorgt Cecil dafür, dass er ahnungslos bleibt.“ All das war drei Wochen zuvor noch wahr gewesen. Jetzt war alles anders. Sie belog ihre Tante. Das hatte sie noch nie getan.

Und was noch schlimmer war: Beide wussten es. Tante Emily schaute Rosebud verwundert an. „Er weiß nichts.“

Es sollte eigentlich eine Frage sein. Aber Tante Emily wiederholte die Lüge einfach.

Rosebud fühlte sich schuldig. Einen Moment lang wollte sie ihrer Tante von der Möglichkeit eines Wasserkraftwerks erzählen. Immerhin hatte Rosebud getan, was von ihr erwartet wurde. Sie hatte Dan beeinflusst und ihn dazu gebracht, die Dinge von ihrer Warte aus zu sehen. Tante Emily würde stolz auf sie sein. Aber Rosebud hatte andere Gründe, so zu handeln. Im Moment war der Damm fast nebensächlich. Fast.

Rosebud sah Tante Emily fest an. „Nein.“ Dieses Mal fiel es ihr leichter zu lügen. Vielleicht aus Selbstschutz. Wer weiß, vielleicht war diese Sache mit Dan schon vorbei, bevor sie richtig angefangen hatte. Vielleicht ging er in drei Wochen nach Texas zurück. Vielleicht blieb er auch lange genug, um das Reservat auf dem Grund eines Sees sehen zu können. Sie wollte nicht, dass der Stamm dachte, sie hätte ihn wegen eines Mannes, der dazu noch Armstrong hieß, im Stich gelassen.

Vielleicht ging das Ganze aber auch gut aus. Die Chancen waren gering, aber das Überraschungsmoment war wichtig. Wenn Cecil herausbekam, was Dan und sie besprochen hatten, würde er das Wasserkraftwerk verhindern können. Dann könnte sie froh sein, wenn nur das Reservat unterging. Sie würde dafür verantwortlich gemacht werden.

Tante Emily schaute Rosebud sehr lange an. Dann seufzte sie und wandte sich wieder ihrer Handarbeit zu. „Sei vorsichtig, Rosebud.“

„Was meinst du damit? Wann bin ich schon einmal unvorsichtig gewesen?“ Sie erinnerte sich an Dans Gesicht, als er vorgeschlagen hatte, das nächste Mal einen anderen Weg zur Hütte zu nehmen. Das Erdnussbrot in ihrem Magen fühlte sich plötzlich wie ein Stein an.

Tante Emily gluckste. Immerhin hörte sie auf, Rosebud anzustarren. „Du solltest nicht vergessen, wer er ist. Wer wir sind. Wen du vertrittst.“ Rosebud glaubte einen Augenblick lang, Tante Emily würde sich jetzt über die Geschichte der Indianer auslassen, so wie sie es tat, wenn Rosebud sie darum bat, um einen Gegner fertigzumachen.

Ein ganzes wunderbares Wochenende lang hatte Rosebud vergessen, wen sie vertrat. Zwei Tage lang hatte es weder Armstrong Holdings noch den Stamm der Red. Creek gegeben. Zwei Tage lang hatte sie nicht die Last der Welt auf ihren Schultern gespürt. Zwei Tage lang hatte sie sich einfach glücklich gefühlt, so glücklich wie nie, seit Tanner gestorben war. Am liebsten wollte sie auf der Stelle dorthin zurück, wo es nur Dan und sie gab.

Schon das machte sie zu einer von „denen“.

„Ich weiß, was ich tue“, sagte sie. Das war nicht dasselbe, wie das zu tun, was sie tun sollte. Aber sie hatte es satt, ihr Leben für andere zu opfern. War es zu viel verlangt, dass sie ein einziges Mal das

tun wollte, wonach ihr der Sinn stand?

Schweigend und missbilligend schüttelte Tante Emily den Kopf.

Rosebud musste sich sehr zusammenreißen, um nicht die Tür zu ihrem Zimmer zuzuschlagen. Sie wusste, was sie tat.

Am folgenden Wochenende würde sie wieder mit Dan zu ihrer Hütte reiten.

15. KAPITEL

Rosebud saß am Tisch und starrte Dan an. Er wusste es, denn er grinste die ganze Zeit, während er ihr Blatt für Blatt Lebensläufe von Angestellten seiner Firma übergab. „Und Jim Evans ist mein Chefsingenieur. Sie kommen alle in zwei Wochen hierher, am Tag nach der Anhörung. Wenn Jim sich von dem Projekt, an dem er gerade sitzt, freimachen kann, kommt er früher. Zusagen kann ich das aber nicht.“

Zum Teil war sie erleichtert, dass er sein Team kommen ließ. Sie hatte sich Sorgen darüber gemacht, dass Dan sie ausnutzen könnte. Aber er meinte es wirklich ernst. „Sie werden nicht bei dir wohnen, oder?“

„Ich glaube nicht, dass Cecil das gern sähe“, antwortete er. Dann wurde sein Gesicht ernst. Er sah aus wie einige Tage zuvor, als er sie nach Thrasher gefragt hatte. Er begann etwas zu schreiben.

Er mag dich nicht. Dans Handschrift war grauenhaft, aber sie konnte es lesen.

Tante Emily ist auch nicht gerade ein Fan von dir, schrieb sie zurück.

Dan seufzte, als hätte er auf bessere Nachrichten gehofft. *Ich hasse diese Herumschnüffelei,* schrieb er.

Ich auch. Aber ich weiß nicht, wie wir es anders machen könnten.

Er sah sie an. In seinem Blick lag etwas, das sie noch nie gesehen hatte und das ihr Herz höher schlagen ließ. „Was?“

Ich arbeite daran, schrieb er. *Sei vorsichtig.*

Das werde ich, versprach sie.

Vorsichtig zu sein war schwer. Rosebud und Tante Emily sprachen kaum miteinander. Das gemeinsame Abendessen verlief in unbehaglichem Schweigen. Diese Stimmung griff auch auf das Büro über. Judy spürte, dass etwas nicht in Ordnung war, und verhielt sich, als sei ihr Job gefährdet.

Außerdem sah Rosebud Dan weiterhin jeden Tag. Es war schwierig, die Hände von ihm zu lassen. Doch beide wussten, dass Berührungen und Küsse dort verboten waren, wo man sie erwischen konnte.

Dan ließ sich gerade so etwas wie einen Bart wachsen – und sie sah ihm dabei zu. Sie hatte wilde Fantasien, in denen sie im Büro für ihn strippte oder verrückte Dinge auf dem Konferenztisch und dem wackeligen Stuhl machte. Die sexuelle Anspannung war kaum zu ertragen.

Vorsichtig zu sein hieß auch, Umwege zur Hütte in Kauf zu nehmen. Als sie an den vergangenen beiden Wochenenden dort gewesen waren, hatte sie sich zusammennehmen müssen, um ihm nicht sofort das Hemd vom Körper zu reißen.

Aber als sie erst einmal in der Hütte gewesen waren, waren sie nicht mehr vorsichtig. Sie hatte gedacht, dass Sex mit Dan nach dem ersten Wochenende nicht mehr zu überbieten sein würde. Aber Dan machte ihr das Vergnügen, sie eines Besseren zu belehren. Als er sich das erste Mal über sie lehnte und seinen neuen Bart über ihre Brüste und ihren Bauch zu ihren Beinen hinunterwandern ließ, hatte sie so laut geschrien, dass sie danach ganz heiser war.

Das erste Mal, als er sie von hinten nahm und gleichzeitig ihren empfindsamsten Punkt verwöhnte, war sie so haltlos gekommen, dass sie ihn von der Matratze auf den Boden gekickt hatte. Aber statt

sauer auf sie zu sein, rollte er sich zurück und versprach, dass sie ihn beim nächsten Mal nicht so einfach würde abschütteln können.

Als er das erste Mal zu ihr sagte: „Ich glaube, ich bin dabei, mich in dich zu verlieben, Rosebud“, hatte sie geweint, und er hatte ihre Tränen weggeküsst.

„Ich glaube, ich verliebe mich auch gerade in dich.“ Das war untertrieben. Rosebud glaubte es nicht, sie wusste es. Sie war in ihn verliebt.

„Nur Dan und Rosebud“, sagte er glücklich, während draußen die Grillen zirpten. Die Welt – ihre Welt – war ruhig und friedlich. „Mehr will ich nicht. Nur Dan und Rosebud.“

Das Sprechen fiel ihr schwer. „Mehr will ich auch nicht.“

Aber sie wussten beide, dass es nicht so einfach war.

„Kommt Dan heute?“, fragte Judy, während der Kaffee durchlief.

Rosebud versuchte ein neutrales Gesicht zu machen, obwohl sie wusste, dass es sinnlos war. Ihre Beziehung zu ihm war inzwischen ein offenes Geheimnis. Niemand konnte etwas beweisen, aber eine Menge Leute wussten, wie viel Zeit sie und Dan in den vergangenen zweieinhalb Wochen gemeinsam im Konferenzraum zugebracht hatten. „Ich bin nicht sicher“, sagte sie. „Ich weiß nicht, ob ich Zeit für ihn habe. Morgen ist der Gerichtstermin.“ Judy wirkte nicht überzeugt. „Sag mir Bescheid, wenn er kommt, okay?“

„Natürlich“, antwortete Judy mit einem Zwinkern.

Toll, dachte Rosebud. So viel zum Thema Vorsicht.

Am folgenden Tag sollte die Entscheidung fallen. Sie kontrollierte noch einmal ihre Unterlagen. Alles musste so gut wie möglich vorbereitet sein. Dan hatte ihr gesagt, dass er es schaffen könnte, das Projekt in seine Hand zu bekommen – wenn sie die einstweilige Verfügung durchsetzen konnte, die ihm Zeit verschaffte. Zu gern hätte Rosebud irgendwem von ihren Plänen erzählt, aber das war unmöglich. Dan und sie konnten sich nicht erlauben, dass jemand wusste, was sie vorhatten. Sie durften ihre Deckung nicht aufgeben, sonst würde alles schiefgehen.

Sie konzentrierte sich auf ihre Arbeit. Dass sich Dan verspätete, bekam sie nur am Rande mit. Er hatte gesagt, dass er etwas erledigen musste. Außerdem würde sein Team an diesem Wochenende eintreffen. Daher war sie nicht besonders beunruhigt.

Erst als Judy klopfte, merkte sie, dass es bereits halb elf war. „Ist er da?“, fragte sie und suchte nach ihrem Lippenstift.

„Nein.“ Die Angst in Judys Stimme ließ Rosebud aufblicken. Judy war leichenblass. Sie sah aus, als würde sie gleich in Ohnmacht fallen.

„Wer ist es?“ Irgendetwas stimmte nicht.

„Cecil Armstrong.“

Rosebud fröstelte. Nach allem, was geschehen war, war dieser Mann tatsächlich so dreist hierherzukommen? Was, zum Teufel, sollte das? Und wo war Dan? Beruhige dich, ermahnte sie sich. Das war nicht der richtige Zeitpunkt, um durchzudrehen. „Was will er?“

„Mit dir sprechen. Und er ist nicht allein. Er hat einen anderen Mann dabei. Nicht Dan.“

„Hat er seinen Namen gesagt?“

„Shane Thrasher.“ Judy machte eine vage Handbewegung. „Er hat eine Pistole. Unter seiner Jacke. Ich hab so was schon im Fernsehen gesehen.“

„Auch das noch.“ Shane Thrasher. „Okay. Lass dich nicht aus der Fassung bringen.“ Als ob das jetzt eine Rolle spielte. Rosebud war sich nicht sicher, ob ihr Herz noch schlug. „Bring ihnen Kaffee.“

Judy sah aus, als wollte sie in Tränen ausbrechen.

„Mach dir keine Sorgen“, sagte Rosebud. „Geh Joe holen. Wenn es nötig ist, schmeiß ihn aus dem Bett. Ich will, dass er dafür sorgt, dass diese Pistole aus dem Haus verschwindet. Okay?“

„Okay“, sagte Judy und sprintete zum Telefon.

Rosebud griff so rasch nach ihrem eigenen Telefon, dass sie es fast fallen gelassen hätte. „Geh ran“, sagte sie, als sie Dans Nummer gewählt hatte. „Nimm ab.“

Aber er nahm nicht ab. Stattdessen sprang seine Mailbox an. Rosebud hatte Mühe, die Panik zu unterdrücken. Wo, zum Teufel, war er?

Sie hinterließ eine Nachricht auf der Mailbox. „Dan? Hier ist Rosebud. Dein Onkel und Shane Thrasher sitzen in meinem Konferenzraum, und ich habe keine Ahnung, wo du steckst. Wenn du ...“ Wenn er *was*? Eine Armee zusammenstellen könnte, um zu ihrer Rettung zu eilen? Schwer bewaffnet hier hereinplatzen? „Vielleicht könntest du mich anrufen und mir sagen, ob du weißt, was hier vorgeht. Ich würde mich wirklich freuen. Ich ...“ Sie verkniff sich das *liebe dich*, wollte keine Schwäche zeigen. „Wir sprechen später miteinander. Bis dann!“

Sie zwang sich zu ihren üblichen Vorbereitungen: Haarknoten richten, Lippenstift auffrischen, Akten sortieren. Aber die Verunsicherung blieb. Das war kein normales Treffen. Das machte ihr schon ihr Magen klar, der unentwegt zu rebellieren schien.

Nach dieser langen Zeit wollte Cecil Armstrong sie sehen. Vielleicht kam er ja auch in freundlicher Absicht, dachte sie, während sie ihr Jackett zuknöpfte. Vielleicht streckte er sogar die Waffen.

„Rosie?“ Joe White Thunder steckte den Kopf zur Tür herein. Sie sprang so erschrocken auf, dass sie beinahe ihren Stuhl umgeworfen hätte. „Was ist los?“

„Gott sei Dank!“ Joe war da. „Cecil Armstrong ist im Konferenzzimmer. Er hat den Chef seines Sicherheitsdienstes mitgebracht. Er heißt Shane Thrasher. Judy sagt, Thrasher habe eine Pistole dabei. Ich möchte, dass du dafür sorgst, dass er verschwindet.“

Einen Moment lang starrte Joe sie schweigend an. Schließlich sagte er: „Ich kümmere mich darum.“ Plötzlich sah er nicht nur zwanzig Jahre jünger aus, sondern auch wie ein echter Lakota-Krieger.

Rosebuds Herz schlug so stark, dass sie glaubte, jeder könnte es sehen. Sie wollte nicht ins Konferenzzimmer gehen, bevor sie nicht wusste, wo Dan war. Aber je länger sie es hinauszögerte, desto nervöser wurde sie. Sie musste es schnell hinter sich bringen.

Mit der Hand auf dem Türgriff stand sie da und versuchte ihren Körper dazu zu bringen, dass er ihr gehorchte. Joe legte ihr eine Hand auf die Schulter. „Du bekommst das hin, Rosie“, flüsterte er ihr zu.

„Stimmt.“ Sie wusste zwar nicht, was, aber sie konnte es wirklich hinbekommen. Vor dem Konferenzraum holte sie noch einmal tief Luft. Und nun ab in die Hölle, dachte sie.

Cecil Armstrong stand neben dem wackeligen Stuhl. Neben ihm kniete der Mann, der Shane Thrasher sein musste, und schaute sich den Stuhl genauer an. Nicht schlecht für den Anfang, dachte sie. Ihre Nerven beruhigten sich. Sie hatte immer noch die Oberhand.

Armstrong sah fast genauso aus wie auf den Bildern, die sie von ihm gesehen hatte. Er war nur runzeliger und gelber im Gesicht. Farblos, dachte sie, als ob er nie an die Luft geht. Sie hatte ihn sich immer wie einen riesigen Berg vorgestellt, den sie erklimmen musste, dabei war er ein kleiner Mann. Nur ein alter, runzeliger Mann, dachte sie. Dieser Gedanke machte sie stark. Cecil Armstrong hatte keine Macht über sie. Sie fürchtete sich nicht vor ihm, und sie würde nicht kampflös aufgeben. Es spielte keine Rolle, ob Dan hier war. Er hatte wahrscheinlich einen guten Grund, nicht ans Telefon zu gehen. Wahrscheinlich wusste er nicht, dass Cecil hier war. Sie und Dan hatten einen Plan, und den würde sie nicht aufgeben, egal, was passierte.

„Mr Armstrong, welche Überraschung.“ Ihre Stimme gehorchte ihr wieder. Sie klang fest und zuversichtlich. Sie wandte sich an Thrasher, der aufgestanden war. „Und Mr Thrasher, richtig?“

Thrasher musterte sie kalt. Er antwortete nicht. Dafür begann ein Muskel über seinem Auge zu zucken.

„Miss Donnelly, endlich treffen wir uns.“ Armstrongs Lächeln wirkte gefährlich wie das eines Hais, der seine Beute umkreiste. Er sah Joe missbilligend an. „Ich versichere Ihnen, Miss Donnelly, dies hier ist rein geschäftlich und geht nur Sie und mich etwas an.“

Ach so. Er konnte seinen Schlägertypen mitbringen, während Joe der Zutritt hier nicht erlaubt war. War er noch ganz klar im Kopf? „Mr Thrasher“, erklärte sie, „Feuerwaffen sind in diesem Gebäude verboten. Mr White Thunder begleitet Sie gern zu Ihrem Wagen. Sie können Ihre Waffe dort lassen.“

Thrasher bedachte sie mit seinem Söldnerlächeln, hob aber die Arme hoch und sagte. „Klar.“ Er wandte sich an Armstrong. „Sie brauchen mich hier nicht, oder?“

Armstrong gab dem wackeligen Stuhl einen Schubs. Der Stuhl quietschte protestierend. Armstrong grinste. Rosebud hätte schwören können, dass sie mehrere Reihen Zähne in seinem Mund sah. „Ich glaube, ich komme allein klar.“

Womit klarkommen? Rosebud wünschte sich, sie wüsste, warum Armstrong hier war. Bis Joe und Thrasher den Raum verlassen hatten, rührte sie sich nicht vom Fleck. „Womit kann ich Ihnen helfen, Mr Armstrong?“

Armstrong öffnete seine Aktentasche und zog einen großen Briefumschlag hervor. „Miss Donnelly, Sie können sich sicher vorstellen, dass Ihre Winkelzüge meine Firma eine Menge Geld gekostet haben.“

Sie fühlte sich sofort besser. „Mr Armstrong, Sie können sich sicher vorstellen, dass Ihr kleiner Staudamm meinen Stamm seine Heimat kosten wird.“

„Das ist dumm“, antwortete er gleichgültig. Einerseits machte er Rosebud Angst, andererseits war sie froh, endlich seine wahre Natur zu erkennen. Er war nur ein Schuft.

Er legte den Umschlag auf den Tisch. „Ich bin hierhergekommen, um sie ein letztes Mal zu fragen, ob Sie Ihre Klage gegen meine Firma fallen lassen werden.“

Rosebud betrachtete den Umschlag. Wenn ihr Blut noch kälter werden würde, würde es einfrieren. Wo, zum Teufel, war Dan? „Es tut mir leid, Mr Armstrong. Das kann ich nicht.“

Armstrong neigte den Kopf und musterte sie eindringlich.

„Dan hat erwähnt, Sie seien eine echte Schönheit. Ich finde, das ist eine Untertreibung.“

„Ich fühle mich geschmeichelt.“

Armstrong zeigte wieder sein gefährliches Lächeln. „Ich habe hier etwas, das Sie sich ansehen

sollten.“ Er schob den Umschlag über den Tisch.

Instinktiv wusste sie, dass sie nicht wissen wollte, was darin war. Was auch immer es war, es würde alles verändern. Sie würde den Umschlag nicht annehmen.

Doch ihre Hände griffen automatisch danach. Öffne ihn nicht, schrie etwas in ihr.

Aber ihre Hände gehorchten ihr nicht. Sie öffneten den Umschlag und zogen einen Stapel Fotos heraus.

Von ihr.

Nackt.

Mit Dan.

Ihr Kopf begann zu schmerzen. Sie fühlte sich, als sei sie wieder in der Bar und als versuchte jemand, sie zu skalpieren. Sie berührte ihre Stirn. Doch als sie ihre Finger ansah, war kein Blut daran.

„Sie sollten sich auch geschmeichelt fühlen“, sagte Armstrong. „Einige Aufnahmen sind wirklich gut. Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, als Model zu arbeiten?“

Der Schmerz nahm zu, aber sie schaute weiter die Fotos durch. Sie, wie sie Dan vor dem Lagerfeuer die Hosen auszog. Sie, wie sie sich aus ihren Jeans wand. Sie, wie sie rittlings auf Dan saß.

Dan, der ihre Beine spreizte. Dan, der an ihren Brustwarzen saugte. Dan, der in sie eindrang.

„Ach, das ist mein Lieblingsbild.“ Armstrongs Stimme schien aus weiter Entfernung zu kommen. „Wenn ich es ansehe, wünsche ich mir, jünger zu sein. Ich hätte Sie auch gern genommen.“

Sie wollte etwas entgegenen. Sie wollte schreien und kämpfen und diesem Mann zeigen, was für ein Kaliber eine echte Lakota war. Aber sie brachte keinen Ton heraus.

Sie konnte nur zählen. Dreizehn. Dreizehn Fotos, auf denen sie Sex mit Dan hatte.

„Es ist auch ein USB-Stick drin.“ Armstrongs Stimme schien aus einem anderen Staat zu ihr herüberzuklingen. „Mit einer Videoversion davon.“

Automatisch drehte sie den Umschlag um. Ein schwarzer USB-Stick fiel heraus. Sie, nackt, beim Sex mit Dan. Schreiend. Eine plappernde Idiotin. Das war sie: die größte Idiotin der Welt, weil sie einem weißen Mann vertraut hatte. Einem Armstrong.

Und Cecil Armstrong hatte den Beweis dafür. Sie hatte Dan geglaubt, dass er sie beschützen würde und dass sie in der Hütte sicher wären. Lügen. Nur Lügen. Er beantwortete nicht einmal ihre Anrufe. Vielleicht war er schon wieder auf dem Weg nach Texas und telefonierte mit Tiffany. Wahrscheinlich hatte sie ihm nie etwas bedeutet.

„Was wollen Sie?“ Irgendwie brachte sie die Worte heraus.

Seine Stimme klang immer noch weit entfernt, aber sein Haifischgrinsen war klar zu erkennen. „Ich möchte, dass Sie alle Klagen gegen Armstrong Holdings fallen lassen. Und noch etwas: Ich will Sie morgen nicht vor Gericht sehen. Wenn Sie morgen vor Gericht erscheinen, wird eine Website mit der Adresse RosebudDonnellybeimSex.com online gehen“, sagte er so beiläufig, als säßen sie gerade beim gemütlichen Kaffeeklatsch.

Es fühlte sich an, als würde ihr bei lebendigem Leibe die Haut abgezogen. Sie hatte sich übertölpeln lassen.

Erneut sah sie die Fotos durch. Dans Gesicht war kaum zu erkennen, weil ihre Brüste es auf den

meisten Aufnahmen verbargen. Armstrong hatte recht. Sie war sehr fotogen. Jeder würde es sehen. Jeder würde von dem Betrug erfahren.

„Sie können bis morgen darüber nachdenken. Die Bilder können Sie behalten. Ich habe noch mehr davon.“ Sie hörte, wie die Aktentasche geschlossen wurde. „Miss Donnelly, es war mir ein Vergnügen.“ Sie fühlte, dass etwas ihren Arm berührte. „Ein wirkliches Vergnügen.“

Die Tür wurde geschlossen, und Rosebud blieb allein zurück.

16. KAPITEL

„Maria?“ Dan schaute in die Küche. Maria war dort, wo sie immer war, und machte Mittagessen, das lecker zu werden schien, denn es roch köstlich. Einige Muffins waren bereits fertig und kühlten auf einem Teller ab. Die würde er mit zu Rosebud nehmen. „Cecil ist nicht da. Wissen Sie, wo er hingegangen ist?“

Maria blickte hoch. Sie schien beunruhigt. „Nein. Er ist sehr früh aufgebrochen.“

„Aha.“ Es war Donnerstag. Wenn Cecil sein Büro verließ, dann nur samstags. Irgendetwas war im Busch. „Danke“, sagte er und zog sein Handy aus der Tasche. Er musste Rosebud anrufen.

„Señor Armstrong? Ich ...“

Die Nervosität in Marias Stimme ließ Dan aufhorchen. Er wirbelte herum. Die Haushälterin war schon immer schüchtern gewesen, aber nun wirkte sie, als würde sie sich am liebsten in Luft auflösen. „Was ist los?“, fragte er betont ruhig.

„Ich habe *etwas* gefunden.“

Augenblicklich sträubten sich ihm die Nackenhaare. Er steckte das Handy wieder weg. „Wo ist es?“ Maria sah sich in der Küche um, aber außer ihnen beiden war niemand im Haus. „Ist es hier?“

„*Si*. Kommen Sie.“ Sie brachte ihn in den Keller, wo Dan noch nie gewesen war. Vor einer kleinen Metalltür machte sie halt. Ohne ein Wort zu sagen, öffnete sie die Tür und zog einen mit schwarzem Staub bedeckten Müllsack hervor.

Es war Kohle, eine Kohlenschütte. Er hatte nicht mal gewusst, dass es hier so etwas gab. Dan zog die Tüte ab – und erblickte den Kasten seines Onkels. Sein Herz klopfte. Er wusste zwar nicht, was sich darin befand, ahnte aber, dass es reichen würde, um Cecil loszuwerden und Rosebuds Reservat zu retten. „Wann haben Sie es gefunden?“

„Vor zwei Tagen.“ Sie flüsterte, obwohl sie im Keller waren. Es roch nach alten Zwiebeln und verfaulten Kartoffeln.

„Und er war hier? *Wie* haben Sie ihn gefunden?“

Irgendwie schaffte sie es, trotz ihrer Furcht einen gewissen Stolz auszustrahlen. „Er war nicht dort, wo ich immer sauber mache. Also habe ich dort nachgesehen, wo ich nicht sauber mache.“

Dan hätte Maria am liebsten umarmt. „Gibt es einen Schlüssel?“, erkundigte er sich, obwohl das nicht so wichtig war. Wenn es nötig war, würde er das Ding mit einem Vorschlaghammer aufbrechen.

„*Si*.“ Es war dunkel im Keller, aber er konnte ihr breites Lächeln sehen. „Kommen Sie.“

Sie gingen wieder hinauf. Dan drückte den Kasten fest an seine Brust. Im Wohnzimmer stellte sich Maria auf die Zehenspitzen, langte zu dem Büffelkopf, der an der Wand hing, hinauf und zog einen kleinen Schlüssel hervor. „Ich habe es ausprobiert. Er passt.“

„Maria, ich liebe Sie.“

Sie errötete.

„Sie werden Ihren Job bei mir nie verlieren, verstehen Sie? Aber hiervon darf niemand etwas erfahren. Niemand. Verstanden?“

„*Si, Señor*.“

Dan stürmte in sein Zimmer. Drinnen schloss er ab, um sicherzugehen, dass niemand ihm folgen konnte. Dann setzte er sich auf sein Bett und öffnete den Kasten.

Die erste Akte enthielt detaillierte Aufzeichnungen für einen Erholungsort. Erschrocken starrte Dan auf die Pläne. Golfplätze, Pferdeställe und Luxushotels, alle mit Blick auf den geplanten Stausee. Sogar ein Kasino war eingezeichnet.

So war das also. Dan war verblüfft. Er hatte nicht die geringste Ahnung gehabt, dass Cecil ein Erholungsgebiet planen könnte. Der alte Mann finanzierte das Ganze mit dem Geld von Armstrong Holdings, aber gehören würde es ihm allein.

Ganz offensichtlich war das Projekt, das er forcierte, nicht der Staudamm, sondern der Ferienort.

Schließlich legte Dan die Pläne beiseite. Sie würden reichen, um Cecil für immer loszuwerden. Er nahm die nächste Akte. Sie enthielt eine Liste mit Namen und Daten. Dan verstand den Sinn dahinter nicht. Weiter hinten waren Geldbeträge hinter den Namen eingetragen. Eine weitere Liste enthielt auch Berufsangaben: Royce Maynard, vorsitzender Richter, zweihundertfünfzigtausend Dollar, 4. Dezember 2010.

Unfassbar! Cecil hatte Staatsbeamte bestochen.

Dan zitterten die Hände, als er zu einer Akte kam, die mit „Indianer“ beschriftet war. Ein USB-Stick fiel heraus, als Dan die Akte aufschlug. Er griff danach, aber verstand den Sinn der Akte nicht, bis er auf Namen stieß, die er kannte.

Rosebud Donnelly. Der Name war eingekringelt. Das Datum des ersten Treffens zwischen Dan und Rosebud stand dahinter, aber keine Geldsumme. Joe White Thunder war ebenso eingetragen wie Emily Mankiller. Kein Geld, nur Kringel und Daten. Ganz hinten in der Akte fand er einen Umschlag, der mit „Tanner Donnelly“ beschriftet war und einem Datum, das drei Jahre zurücklag. Er öffnete ihn und zog eine Erkennungsmarke hervor.

Entsetzt schloss er die Augen, wollte nichts mehr sehen. Er hatte Rosebuds Mordtheorie zwar nie angezweifelt, aber es bestand immerhin die Möglichkeit, dass sein Onkel, seine Familie, sein Unternehmen, nichts damit zu tun hatten. Nun hielt er den Beweis in den Händen.

Er verfluchte seine Vorahnungen. Sie trogen ihn nie.

Doch es war noch mehr, sogar sehr viel mehr im Kasten. Aber Dan beschloss, dass er den Rest jetzt nicht ansehen wollte.

Er musste mit jemandem darüber sprechen. Sein erster Impuls war es, Rosebud anzurufen, aber wer wusste schon, was sie unternehmen würde. Sie hatte zwar versprochen, nicht mehr auf ihn zu schießen, aber galt das auch für Cecil?

Er brauchte jemanden von der Polizei. Wie hieß der Mann noch? Tom Yellow Irgendwas? Dan zog seine Brieftasche hervor und fand die Visitenkarte. Yellow Bird.

Erneut holte er sein Handy hervor. Auf dem Display wurde ein Anruf in Abwesenheit angezeigt. Er war von Rosebud. Wahrscheinlich fragte sie sich, wo er blieb. Er schaute auf die Armbanduhr. Er war spät dran. Es würde fast genauso lange dauern, sie anzurufen, wie zum Büro zu fahren, und er musste sich erst einmal um den Inhalt von Cecils Kasten kümmern. Dan wählte Yellow Birds Nummer und räumte die Akten wieder in den Kasten.

„Yellow Bird“, meldete sich eine schroffe Stimme.

„Hier ist Armstrong. Dan Armstrong.“ Sorgsam verschloss er den Kasten. Er konnte es sich weder leisten, dass etwas verloren ging, noch, dass Cecil die Chance bekam, die Beweise zu vernichten.

„Offiziell oder inoffiziell?“, fragte Yellow Bird nach einer langen Pause.

„Ich habe gefunden, wonach Sie suchen. Ich muss es der richtigen Person übergeben.“ Wie war noch der Name? Dan ging zu seinem Schreibtisch und sah seine Akten durch. „Kennen Sie James Carlson?“

„Lassen Sie die Witze, Armstrong.“ Yellow Bird sprach leise, als wolle er nicht gehört werden.

Dan reagierte gereizt. „Ich kann die ganze verdammte Sache auch vergessen, wenn Sie wollen, Yellow Bird.“

Er hörte, wie Yellow Bird einen verächtlichen Laut ausstieß. „Ich kenne Carlson. Was haben Sie?“

„Genug“, antwortete Dan.

„Ich komme rüber. Geben Sie mir zwanzig Minuten.“ Er legte auf.

Das klingt gut, dachte Dan, während er sein Handy wieder in der Hose verstaute und die Box in ein Kopfkissen wickelte. Wenn er sich beeilte, konnte er in zwanzig Minuten in Rosebuds Büro sein. Er nahm nicht einmal die Muffins mit.

Jetzt hielt er alle Trumpfkarten in der Hand und wollte Rosebud unbedingt darüber informieren.

Das Erste, was ihm auffiel, war Judy. Sie weinte. Dann bemerkte er den Blick, den sie ihm zuwarf. „Was machen Sie denn hier?“, fragte sie in einem Ton, als hätte er den Tag damit verbracht, junge Seerobben zu erschlagen.

„Ist Rosebud da?“

„Sie ist gegangen.“ Der Hass in Judys Stimme war nun unüberhörbar. Wenn Dan es nicht besser gewusst hätte, hätte er geglaubt, die Frau habe Angst vor ihm.

Er versuchte es noch einmal. „Was ist passiert?“

„Was passiert ist? Ihr Onkel und dieser gruselige Shane Thrasher sind vorbeigekommen. Joe musste Shane zum Wagen bringen, weil er eine Pistole dabei hatte. Fünf Minuten später ist Ihr Onkel mit einem Lächeln gegangen, als habe er das große Los gezogen, und Rosebud hat das Büro wie ein Zombie verlassen, während Sie durch Abwesenheit gegläntzt haben. Das ist passiert.“

„Mein Onkel und Thrasher waren hier?“ Er konnte es kaum glauben. Es konnte einfach nicht wahr sein, dass Cecil einen Tag vor dem Gerichtstermin hierhergekommen war – mitsamt diesem Thrasher. Der Mann achtete doch darauf, sich nicht die Hände schmutzig zu machen.

„Ich glaube, dass Sie von Cecils Besuch gewusst haben. Warum waren Sie nicht hier wie sonst? Ich habe Rosebud sogar gewarnt. Ich habe ihr gesagt, dass sie sich vor Ihnen in Acht nehmen soll. Aber hat sie auf mich gehört?“ Judy schien kurz davor zu sein, ihn wegen Mordes anzuklagen. „Nein. Stattdessen haben wir Sie hier reingelassen. Wir haben zugelassen, dass Sie Kekse und Brownies mitbringen, und wir haben zugelassen, dass Sie ...“ Hier zögerte sie, aber nicht lange genug, um Dan die Chance zu geben, etwas zu erwidern. „... etwas mit ihr tun. Es ist alles Ihre Schuld.“

Sie redete, als habe er Rosebud in Stich gelassen. Als sei er schon allein wegen seines Nachnamens schuldig. „Judy, Sie kennen mich. Sie wissen, dass ich nie etwas tun würde, was jemanden verletzt.“ Sie richtete zwar kein Gewehr auf ihn, aber Dan hatte automatisch die Hände hochgehoben. „Wohin ist sie gegangen?“

„Ich werde Ihnen gar nichts sagen. Verschwinden Sie!“ Judy packte ihre Kaffeetasse und warf sie nach ihm.

Bevor sie ihn treffen konnte, war er aus der Tür.

Er würde bei Rosebuds Haus anfangen, beschloss er, während er ausparkte. Er war nur einmal dort

gewesen – und zwar nach der Auseinandersetzung in der Bar. Bei Tageslicht sah alles ein bisschen anders aus. Er versuchte Rosebud telefonisch zu erreichen, aber nur die Mailbox sprang an. Er versuchte es weiter.

Unterwegs dachte er darüber nach, was Cecil wohl von Rosebud gewollt haben könnte. Was immer es sein mochte, etwas Gutes war es bestimmt nicht. Immerhin hatte dieser Mann nicht nur Beamte bestochen, er hatte auch mindestens einen Menschen umbringen lassen. Wenn Dan Thrasher je wieder zu Gesicht bekam ... Er schaute im Handschuhfach nach. Genug Munition hatte er jedenfalls dabei.

Schließlich erkannte er die Straße. An ihrem Ende stand etwas, das wie ein Schuppen aussah. Die Fenster waren zugeklebt. Es gab mehr Klebeband als Glas. Kein Wunder, dass Rosebud nicht wollte, dass er sie besuchte. Konnte sie sich kein besseres Haus leisten?

Dan stieg aus und nahm den in das Kopfkissen gewickelten Kasten mit. Er brauchte die Sachen.

Das Erste, was er bemerkte, war die lastende Stille. Selbst der Wind schwieg.

„Rosebud, bitte!“

Der Schrei einer Frau durchbrach die Ruhe. Hinter dem Haus. Dan hastete rechtzeitig um die Ecke, um zu sehen, wie seine Häuptlingstochter Emily Mankiller abschüttelte. Die ältere Frau landete auf ihrem Hinterteil.

Als Emily ihn anblickte, sah er Schmerz in ihren Augen. „Nein.“

Sie warnte ihn.

Rosebud erstarrte. Sie trug das Lederkleid und Mokassins. Ihr Haar war offen. Sie stand neben ihrem Schecken. Die Zügel hielt sie in der Hand; eine Satteltasche hing über ihrer Schulter.

Er konnte ihre andere Hand nicht sehen.

Das Ganze geschah wie in Zeitlupe. Sie drehte sich zu ihm und schaute ihn an. Ihre Augen sahen aus wie die einer Toten.

Sie ließ die Zügel fallen. Dann glitt ihre andere Hand in sein Blickfeld – mit der Pistole, die Dan nur zu bekannt vorkam. Er handelte instinktiv, ließ den Kasten fallen und hob die Hände in die Luft.

„Ich hätte es besser wissen sollen.“ Ihre Stimme klang mechanisch. „Ich habe es besser gewusst, aber ich ...“ Sie blinzelte, aber die Pistole bewegte sich nicht. „Es gibt keine Entschuldigung.“

„Rosebud, nicht!“, bat Emily.

„Ich weiß nicht, warum du überrascht bist. Du hast gesagt, ich soll mich um ihn kümmern. Du hast gesagt, dass ich schauen soll, was ich aus ihm herausbekommen kann. Ich habe nur getan, was man von mir verlangt hat. Wie immer.“ Rosebuds Stimme brach. „Ich wollte das nicht. Ich dachte, ich könnte mit dir zusammen sein, ohne mich selbst aufzugeben. Aber ich konnte nicht anders.“ Sie lachte freudlos. „Ich schätze, das klingt ziemlich naiv.“

Die Bedeutung ihrer Worte schmerzte Dan zutiefst. Sie hatte ihn benutzen wollen. Der Gedanke war ihm nie gekommen. Er war so mit sich und der Situation beschäftigt gewesen, dass er nicht an diese Möglichkeit gedacht hatte.

„Es tut mir leid!“ Emilys Schrei klang fast hysterisch. „Ich wollte nicht, dass es so ausgeht.“ Sie drehte sich zu Dan. „Sie hat mir nie etwas über Sie erzählt. Ich schwöre es.“

Der Schmerz war noch immer da. Dan wusste nicht, ob er von beiden Seiten benutzt worden war. Aber ob Rosebud ihn an der Nase herumgeführt hatte oder nicht, spielte jetzt keine Rolle. Er hielt alle

Trumpfkarten in der Hand, aber sie hatte die Pistole.

Er räusperte sich. „Was ist passiert?“ Er konnte nur hoffen, dass er für diese Frage nicht erschossen wurde.

Rosebud verzog den Mund. „Wie höflich von dir zu fragen. Und wie überflüssig. Du hast die Fotos gesehen. Du hast Cecil dabei geholfen, sie zu bekommen. Du hast dafür gesorgt, dass Thrasher mein Gesicht gut getroffen hat und meinen ...“ Sie schloss die Augen. Dan sah, dass sie sich auf die Lippe biss.

Fotos? Verdammt. Er hatte es vermässelt. Er hatte Rosebud geschworen, er würde nicht zulassen, dass jemand ihr Angst einjagte. Aber er hatte sie weder vor seinem Onkel noch vor Thrasher schützen können. Er hatte sie im Stich gelassen.

Ruhig erwiderte er: „Ich habe bei gar nichts geholfen.“

„Du hast so getan, als könne ich dir vertrauen und als ob dir etwas an mir läge.“ Sie schluchzte.

„Ich liebe dich.“

„Wörter“, grollte sie. Sie fuchtelte mit der Pistole herum. „Nichts als Lügen.“

„Das ist die Wahrheit.“ Immerhin hatte sie ihn bis jetzt noch nicht erschossen. „Wenn diese Sache hier erst vorbei ist, wollte ich dich eigentlich fragen, ob du mich heiraten willst.“ Es wunderte ihn selbst, dass er es aussprach, aber es war die Wahrheit.

„Du willst keine Ehefrau.“ Er konnte sehen, dass sie gleich weinen würde. „Das hast du selbst gesagt.“

„Du wirst niemals nur meine Frau sein, Liebling. Du wirst immer gleichberechtigt sein.“

Sie schien nachzudenken. Der Pistolenlauf senkte sich. „Dan ...“

Rede weiter, betete er. Je mehr sie redete, desto größer war die Wahrscheinlichkeit, dass sie nicht auf ihn schoss.

„Ich habe keine Ahnung, was er getan hat und was für Bilder er hat machen lassen, aber ich verspreche dir, er wird dafür bezahlen.“

Erneut richtete sie die Pistole auf seinen Kopf. „Wenn du mich noch einmal reinzulegen versuchst ...“

Dans Handy klingelte. Das Geräusch ließ sie beide zusammenzucken. Wieder senkte sie die Pistole.

„Es ist wichtig“, sagte er langsam, während er das Handy aus der Hosentasche zog. Sie lachte, ließ ihn aber gewähren. „Armstrong.“

„Dan Armstrong?“

„Ja.“

„Hier spricht Carlson.“

„James Carlson?“ Als er den Namen aussprach, zuckte Rosebud so stark zusammen, dass ihr Pferd einige Schritte vor ihr zurückwich.

„Ich bin Oberstaatsanwalt. Thomas Yellow Bird hat mir gesagt, Sie hätten vielleicht etwas für mich.“

„Es kommt darauf an, wonach Sie suchen.“

„Kennen Sie Rosebud Donnelly?“

Dan schaute die Frau an, die sich gerade überhaupt nicht wie eine Anwältin verhielt. „Sie ist hier.“

Sie hat vor einiger Zeit Kontakt zu Ihnen aufgenommen. Es ging um den Tod ihres Bruders und eine mögliche Verbindung zu meinem Onkel Cecil Armstrong.“

„Sie scheinen auf dem Laufenden zu sein. Also, haben Sie etwas für mich?“

Es war Zeit, die Karten auf den Tisch zu legen. „Ich habe einen Kasten gefunden, der meinem Onkel gehört. Darin liegen Pläne für einen Freizeitpark sowie eine Liste mit Namen, Daten und Dollarbeträgen. Außerdem liegt Tanner Donnellys Erkennungsmarke darin.“

Beide Frauen erstarrten. Emily brach in Tränen aus.

„Dollarbeträge?“ Carlson klang sehr interessiert.

„Ich glaube, er hat einige Richter bestochen. Ich kenne keinen der Namen auf dieser Liste.“

„Mr Armstrong, Sie sollten wissen, dass das Justizministerium bereits einer Anzeige gegen Cecil Armstrong und Armstrong Hydro nachgeht. Die Informationen, die Sie besitzen, sind von unschätzbarem Wert.“

Moment mal! Armstrong Hydro? „Was würde ich im Gegenzug dafür bekommen?“

„Was wollen Sie?“

„Lassen Sie meine Firma aus dem Spiel. Cecil hat Texas vor fünf Jahren verlassen und hat seitdem unabhängig vom Unternehmen gearbeitet.“

„Ich bin nicht sicher, ob das möglich ist.“

„Dann verbrenne ich den Kasten.“

„Das halte ich für unangebracht, Mr Armstrong.“

Dan hielt immer noch eine Hand nach oben. Rosebud zielte weiterhin auf ihn. „Ich übergebe Ihnen das gesamte Material, wenn Sie meine Firma – und Rosebud – da rauslassen.“

Carlson schwieg lange. Dan überlegte, ob das Gespräch aufgezeichnet wurde. „Warum sollte ich das tun?“

„Ich glaube, Cecil versucht, sie zu erpressen.“ Sie hob wieder den Revolver, aber Dan sah ihr an, dass er ins Schwarze getroffen hatte. „Ich glaube, er hat Fotos von ihr, kompromittierende Fotos. Ich möchte, dass sie vernichtet werden. Niemand sieht sie sich an. Niemand.“

„Wer ist sonst noch auf diesen Fotos zu sehen?“

Dan schluckte seinen Stolz herunter. „Ich.“

Eine Minute lang herrschte Schweigen. „Sie sagten, sie sei bei Ihnen?“

„Ja.“

„Was tut sie?“

„Sie hat eine Pistole auf mich gerichtet.“

Carlson stieß einen Pfiff aus. „Na, das müssen ja Fotos sein! Lassen Sie mich mit ihr sprechen.“

„James Carlson will mit dir reden“, sagte Dan zu Rosebud. Er bewegte sich so langsam wie nur möglich und hielt ihr das Handy hin.

Rosebud nahm den Hörer. „Ich bin dran.“

„Nein ... Ich ... ja.“ Sie kniff die Augen zusammen und sah genauso aus wie an dem Tag, an dem er sie zum ersten Mal gesehen hatte. Sie wirkte unglücklich, aber ihre Stimme war fest. „Sie sind schrecklich, James. Alle.“

Thrasher musste die Hütte gefunden haben. Das war die einzig mögliche Erklärung.

Eine Schachtel Munition würde nicht für ihn reichen.

„Er hat gesagt ...“ Hier schluckte sie, hatte sich aber gleich wieder unter Kontrolle. „Cecil hat gesagt, wenn ich morgen vor Gericht erscheine, stellt er eine Webseite ins Internet. Er hat sogar ein Video.“ Nach den letzten Worten begann sie zu schluchzen.

Unbändige Wut erfüllte Dan. Es war eine Sache, ein paar Bilder zu haben, aber was Cecil mit Rosebud machte, ging zu weit. Er würde es ihm und Thrasher heimzahlen.

„Aber ich ... Ja. Ja. Habe ich dein Wort?“ Langsam senkte sie die Pistole. „Ich weiß. Ich verstehe. Ja, das werde ich. Nein. Werde ich nicht. Versprochen.“ Die Waffe zeigte zu Boden, als sie Dan sein Handy zurückgab. „Er will noch einmal mit dir sprechen.“

Dan wollte ihr eigentlich die Pistole wegnehmen, hielt das dann aber doch für keine gute Idee. „Carlson?“

„Dies hier ist der Deal, Armstrong: Sie geben mir Cecil und behalten die Firma. Die Firma wird nicht für die Bestechung von Beamten zur Rechenschaft gezogen werden. Wir werden eine Vereinbarung treffen.“

„Und Rosebud?“

„Ich kann die Fotos nicht vernichten, jedenfalls noch nicht. Ich kann ihnen nur klarmachen, dass Erpressung ein schweres Verbrechen ist. Aber ich werde die Fotos unter Verschluss halten. Ich verspreche, dass sie nie veröffentlicht werden.“

„Woher weiß ich, dass ich Ihnen trauen kann?“

„Hat sie Ihnen nichts über mich erzählt?“

Endlich fiel der Groschen. „Sie sind der James, der mit ihr zusammen Jura studiert hat.“

Rosebud nickte.

„Ich verspreche Ihnen, dass die Fotos nicht an die Öffentlichkeit gelangen werden. Aber die Website muss wenigstens für ein paar Minuten online gehen. Rosebud muss morgen vor Gericht erscheinen.“

„Nein.“

„Fünf Minuten reichen, um sie wegen Erpressung dranzukriegen. Sie hat schon zugestimmt. Ach, und noch was. Ich habe ihr gesagt, sie soll Sie nicht erschießen. Sie sind ein wichtiger Zeuge.“

„Danke. Was ist mit Cecil?“

„Sobald die Website läuft, wird Yellow Bird Cecil verhaften. Yellow Bird denkt, dass ein gewisser Thrasher seine Hände mit im Spiel hat. Er wird auch ihn festnehmen.“

Verdammt. Er würde Thrasher nicht um sein Leben betteln hören. „Was soll ich tun?“

„Halten Sie den alten Mann bei Laune – und bringen Sie ihn nicht um. Hier geht es um Wichtigeres als Ihren Onkel. Yellow Bird kennt die Details.“

„Oberstaatsanwalt“, hatte Carlson gesagt. „Sie werden ihn einbuchten?“

Carlson atmete tief durch. „Ich werde es versuchen. Jedenfalls brauche ich ihn lebend. Bekommen Sie das hin, oder muss ich Yellow Bird schicken, um Sie in Sicherheitsverwahrung zu nehmen?“

Cecil nicht an den Kragen gehen zu dürfen war viel verlangt. „Ich behalte die Firma, Rosebud bleibt außen vor, und Sie bekommen Cecil. Ist das der Deal?“

„Ja.“

„In Ordnung.“

„Wir bleiben in Verbindung.“

„Was ist passiert?“ Emily hatte sich wieder aufgerappelt. „Liebes?“

Rosebud starrte auf ihre Pistole. „Ich habe ihm gesagt, dass ich das nicht noch einmal machen werde. Oh Gott! Ich habe alles vermässelt.“ Plötzlich drehte sie sich um, sprang auf ihr Pferd und gab ihm die Sporen. Im Handumdrehen waren beide in einer Staubwolke verschwunden.

Jemand packte Dan am Arm. Er schaute hinunter und sah Tante Emily. „Nein“, sagte sie. „Es ist gefährlich.“

„Gefährlich?“ Als ob die letzten zehn Minuten ein Picknick gewesen wären. Er schüttelte sie ab. „Sie haben versucht, mich reinzulegen.“

„Wir wussten ja nicht ...“

Dans Handy klingelte wieder. Er schaute Emily noch einmal an und tat dann das Einzige, was er jetzt tun konnte.

Er nahm den Anruf entgegen.

17. KAPITEL

Cecils grobschlächtiger Anwalt sagte etwas, und der alte Mann lachte. Dan musste sich zusammenreißen, um den beiden nicht die Köpfe einzuschlagen. Er hatte nur zwei Stunden geschlafen. Jedes Mal, wenn er die Augen geschlossen hatte, hatte er Rosebuds Gesicht gesehen. Er hatte sich Sorgen um sie gemacht. Sie ging nicht ans Telefon, und er hatte keine Ahnung, wo sie steckte.

Jetzt saß er im Gerichtssaal und wusste nicht, wo er hinschauen sollte. Wenn er nach vorn sah, hatte er Cecil im Blickfeld. Er war stolz auf sich, weil er Cecil am Vorabend irgendeinen Mist erzählt hatte, als der ihn nach seinem Treffen mit „dieser Donnelly“ gefragt hatte. Yellow Bird hatte ihm empfohlen, ahnungslos zu tun, und Cecil hatte ihm das tatsächlich abgekauft.

Wenn Dan nach links schaute, sah er Thrasher. Am liebsten würde er hinüberlangen und ihm das Grinsen aus dem Gesicht schlagen.

Blickte er nach rechts, sah er dorthin, wo Rosebud sitzen sollte. Der Tisch war leer. Niemand vom Stamm war hier. Nicht einmal Emily Mankiller.

Tags zuvor wäre er am liebsten Rosebud nachgefahren, aber Yellow Bird hatte angerufen. Er sollte ihm den Kasten übergeben und dann mit Cecil essen, um den alten Mann in Sicherheit zu wiegen. Das hatte er getan, auch wenn es ihm verdammt schwergefallen war.

Um Cecil und Thrasher würde sich die Justiz kümmern. Seine Firma war sauber, und der Stamm würde sein Land behalten. Trotzdem fühlte es sich nicht wie ein Sieg an. Wie konnte er das Verhältnis zu Rosebud wieder in Ordnung bringen, wenn er nicht einmal wusste, wo sie steckte? Er verstand, dass sie durcheinander war. Er war ja auch wütend über die ganze Sache.

Sie war ein Risiko eingegangen, als sie ihm vertraut hatte. Doch sie *musste* wissen, dass es nicht seine Schuld gewesen war, dass ihr die Sache um die Ohren geflogen war. Nun war es an ihm, ihr zu zeigen, dass sie sich in den Richtigen verliebt hatte – in einen Mann, dem sie vertrauen konnte.

Er wollte, dass sie von hier weggingen, um die schlimmen Erinnerungen hinter sich zu lassen. Sie konnten gemeinsam nach Texas gehen. Er würde sie seiner Mutter vorstellen, und Rosebud würde sehen, dass er eine andere Sorte Armstrong war als Cecil.

Aber er konnte sich nicht bei ihr entschuldigen, wenn er sie nicht fand.

Außer ein paar Reportern war nur noch Yellow Bird da. Er saß auf einer Bank drei Reihen hinter Dan und trug eine Sonnenbrille. Dan wusste daher nicht, ob Yellow Bird Cecil oder ihn beobachtete. Er war aber sicher, dass er die Anweisung hatte, sofort zu schießen, falls irgendetwas passierte.

„Bitte erheben Sie sich“, sagte der Gerichtsdiener. „Richter Royce Maynard.“

Royce Maynard? Verdammt! Er hätte wissen müssen, dass einer von Cecils Männern die Sitzung leiten würde. Wenn Maria den Kasten nicht gefunden hätte, hätte Rosebud den Prozess verloren, egal, wie brilliant sie argumentiert hätte.

Dan wusste nicht, was er davon halten sollte, dass Rosebud nicht da war. Einerseits würde die Website online gehen, wenn sie erschien. Das hätte er ihr gern erspart. Wenn sie allerdings nicht kam, würden sie Cecil auch nicht wegen Erpressung drankriegen.

„Das Gericht ist nun anwesend“, sagte der Gerichtsdiener, als es sich Richter Maynard bequem gemacht hatte.

„Nehmen Sie Platz.“ Maynard sah sich im Gerichtssaal um. „Wo ist der Vertreter des Stammes der

Red Creek?“

Dan versuchte, ein möglichst neutrales Gesicht zu machen. Doch für die Indianer ging es hier um Leben und Tod. Wenn Rosebud nicht erschien ...

„Hier“, erklang da plötzlich eine dünne Stimme von hinten. „Ich bin hier.“

Dan drehte sich um. Rosebud stand im Eingang und trug ihren Hosenanzug. Die Aktentasche hielt sie so fest in der Hand, dass ihre Knöchel weiß hervortraten. Sie hatte ihr Pokerface aufgesetzt, ging durch den Saal und strahlte Zuversicht aus. Er war stolz auf sie.

Sie war die beeindruckendste Frau, die er je getroffen hatte.

Als sie an ihm vorbeiging, konnte er ihr Gesicht sehen. Sie wirkte äußerst konzentriert.

Cecil stieß einen verächtlichen Laut aus, als Rosebud sich setzte. Er lehnte sich nach vorn und flüsterte Thrasher irgendetwas zu. Thrasher lachte. Cecil zog sein Handy heraus, um den wichtigen Anruf zu erledigen.

„Sie sind spät dran, Miss Donnelly.“ Die Stimme des Richters durchbrach die Stille.

„Ich entschuldige mich, Hohes Gericht“, sagte Rosebud. Ihre Stimme klang ruhig.

„Mr Armstrong, die Sitzung ist eröffnet“, sagte Maynard laut. „Könnten Sie bitte Ihr Telefongespräch beenden?“

„Natürlich.“ Cecil klappte sein Telefon zu und grinste.

Dan würde seinen Onkel nicht so einfach davonkommen lassen. Der Anruf hatte sicher mit der Website zu tun. Offenbar ging alles nach Plan, aber es gefiel Dan trotzdem nicht. Er wollte nur Rosebud. Er wollte ihr beweisen, dass sie ihm vertrauen konnte, wollte, dass Cecil und Thrasher für das bezahlten, was sie ihr angetan hatten.

Er wollte Blut sehen.

Der Richter bat beide Seiten um eine Stellungnahme. Rosebud stand auf. „Die Lakota haben die Pocken, die Eisenbahn und die Angriffe der Vereinigten Staaten überlebt. Wir haben den Goldrausch ebenso überstanden wie das Abschlachten der Büffel und das Reservat. Wir haben die Schulen des weißen Mannes überlebt und seine Gesetze.“

Wie ein Fels in der Brandung steht sie da, dachte Dan voller Stolz.

„Wir haben Einschüchterungsversuche, Mord und Erpressung überlebt.“ Sie machte eine kurze Pause. „Wir, die Red Creek Lakota, haben all das überstanden. Wenn Sie aber gestatten, dass der Dakota eingedämmt und das Land überflutet wird, dann geben Sie uns wahrscheinlich den Todesstoß.“

Cecil hatte sie nicht kleinbekriegt. Wie hatte er das auch nur annehmen können? Sie war unglaublich stark. Und sie wusste hoffentlich, dass er, Dan, sie liebte.

Der Anwalt, der Armstrong Holdings vertrat, stand auf und redete über „Fortschritt“. Dan fragte sich, worauf Carlson eigentlich noch wartete. Wo steckte er überhaupt? Die Website war doch inzwischen sicher online. Was brauchte er sonst noch?

„Ich habe mir die Unterlagen genau angesehen“, sagte Maynard, nachdem der Anwalt endlich zum Ende gekommen war. „Die Vorwürfe gegen Armstrong Hydro sind gegenstandslos. Ich werde für Armstrong Hydro entscheiden.“

Die Zeit schien stillzustehen. Das war's dann, dachte Dan, als die Tür zum Gerichtssaal aufgerissen wurde und uniformierte Beamte den Raum betraten.

Genau zum richtigen Zeitpunkt, dachte Dan, während er aufsprang. Er musste zu Rosebud. Sofort.

„Was geht hier vor?“, rief Maynard.

Dan schubste einen Uniformierten beiseite und hoffte, dass der Beamte seine Pistole stecken ließ.

„Rosebud“, sagte er und kniete vor ihr nieder.

Sie schloss die Augen und drehte den Kopf weg. Was sollte das? Er hatte doch nichts falsch gemacht. Er *liebte* sie.

„Sieh mich an!“, befahl er ihr.

Ein großer Mann in einem teuren Anzug betrat den Gerichtssaal. „Oberstaatsanwalt James Carlson. Ich habe einen Haftbefehl gegen Cecil Armstrong.“ Er übergab Cecil ein Papier, der es fallen ließ, als sei es verseucht.

„Einen Haftbefehl? Weswegen?“

Plötzlich schrie jemand: „Runter!“, und ein Schuss fiel. Dan warf sich über Rosebud. Beide fielen zu Boden.

„Alles in Ordnung?“, fragte er. „Bist du verletzt?“

Sie hatte die Augen geschlossen und sah aus, als würde sie gleich in Ohnmacht fallen. „Sag mir einfach, wenn es vorbei ist.“

Er konnte den Schmerz in ihrer Stimme hören. Alles war jetzt unwichtig, außer Rosebud. Cecil und die Firma konnten ihm gestohlen bleiben! Nur diese Frau war wichtig. *Seine* Frau.

„Mach ich. Ich werde nicht zulassen, dass sie dich noch einmal verletzen.“

Sie nickte und schluckte. Dann schmiegte sie sich an ihn.

Er atmete tief durch. „Alles ist gut“, murmelte er und schlang die Arme um sie. Sie zog ihn näher zu sich heran. „Ich bin hier. Du bist hier. Du warst großartig.“

„Ich musste“, flüsterte sie. „Ich musste es für den Stamm tun. Für Tanner.“ Sie erschauerte. „Lass mich nicht allein.“

Sie brauchte ihn. Sie vertraute ihm. Er zog sie noch enger in die Arme. „Nie im Leben.“

Jemand rief etwas. Holz splitterte. Dann war es ruhig. Dan schaute über die Schulter.

Yellow Bird hielt Thrasher am Boden fest. Einer von ihnen blutete. „Ich habe drei Jahre auf diesen Moment gewartet, du Schwein. Hiermit verhafte ich Sie für den Mord an Tanner Donnelly“, stieß Yellow Bird zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.

Rosebud versuchte sich aufzurichten. „Ist es vorbei?“

„Fast.“ Er hoffte für sie, dass es die Wahrheit war.

„Stecken Sie Ihre Waffen ein, und verlassen Sie auf der Stelle den Gerichtssaal!“ Das war Maynard.

Carlson ging zu ihm hinüber und übergab auch ihm ein Blatt Papier. „Euer Ehren. Bei allem Respekt: Das ist nicht möglich. Ich verhafte Sie wegen der Annahme von Bestechungsgeldern.“

„Fassen Sie mich nicht an!“ Dan hörte die Angst in Cecils Stimme. „Dan! Tu doch was!“

„Ich gehe nirgends hin“, flüsterte Dan Rosebud zu. Dann drückte er sie noch einmal und stand auf.

Er schaute seinen Onkel an. Cecils Hände steckten in Handschellen. Yellow Bird zog Thrasher auf die Füße. Der Gerichtsdienner hatte eine blutige Nase. Maynard hatte die Arme nach oben gestreckt.

„Dan?“ Das war wieder Cecil. Offenbar verließ ihn der Mut. „Dan, bitte. Ich bin dein Onkel. Wir sind eine Familie.“

Mach weiter, dachte Dan. Ich will, dass du bettelst. Er drehte sich wieder zu Rosebud um. „Es ist jetzt sicher“, sagte er ruhig, aber bestimmt. „Er kann dir nichts mehr tun.“

Der alte Mann fluchte, aber Dan hörte nicht hin. Er wartete auf Rosebud.

Jetzt war sie am Zug.

Rosebud stand hinter Dan. Sie wollte nicht hinschauen, wollte nicht wissen, ob jemand tot war. Sie wollte weder Cecil Armstrong noch Shane Thrasher sehen. Auch wollte sie nicht in den Lauf einer Pistole blicken.

„Miss Donnelly?“, fragte James und klang wie ein Oberstaatsanwalt und nicht wie der Liebhaber, der er einmal gewesen war. „Sind Sie unverletzt?“

Richtig. James war hier. Und Dan auch. Genauso wie Cecil – außer, jemand hatte ihn erschossen. Sie atmete tief durch, bevor sie hinter Dans Rücken hervortrat.

„Mr Carlson“, sagte sie.

Einerseits war diese formelle Anrede seltsam. James hatte sie nackt gesehen und auch sicher einen Blick auf die Fotos geworfen. Andererseits wusste nur Dan, dass James sie unbekleidet kannte. Alle anderen Menschen wussten nur, dass James und sie gemeinsam studiert hatten.

Sie klopfte ihr Jackett ab und richtete sich auf. Dann setzte sie ihr Anwalts Gesicht auf – obwohl sie sich nicht wie eine Anwältin fühlte und auch keine große Lust mehr verspürte, eine zu sein. Sie wusste nur nicht, was sie sonst tun sollte.

Das Wichtigste zuerst: den Gerichtssaal verlassen. Sie öffnete die Augen und sah das Durcheinander, das hier herrschte. Mittendrin stand James. Er sah älter aus. An den Schläfen begannen seine Haare zu ergrauen. Er wirkte wie ein Politiker und lächelte sie an. Sie konnte sehen, dass er zufrieden war.

„Miss Donnelly, die Regierung dankt Ihnen für Ihre Geduld in dieser Angelegenheit“, sagte er und streckte die Hand aus. „Ich möchte mich persönlich für Ihre Mitarbeit bedanken.“

„Ich erwarte, dass die Gerechtigkeit siegt“, antwortete sie. Sie wusste, dass er sie nie geliebt hatte, aber ihr Wohlergehen war ihm immer wichtig gewesen. Als er ihre Hand drückte, spürte sie, dass sie immer noch wichtig für ihn war. „Ich habe meinen Teil der Abmachung eingehalten. Kann ich darauf zählen, dass Sie das auch tun werden?“

Erneut drückte er ihr die Hand, und es war, als umarme er sie. „Die Seite stand nur eine Minute lang im Netz. Ich habe sie persönlich abgeschaltet. Niemand hat etwas gesehen.“

Rosebud konnte endlich wieder frei atmen. „Ich hoffe, dass es dabei bleibt.“

„Definitiv“, bestätigte er.

Rosebud drehte sich zu Dan um und streckte die Hand aus. Ohne zu zögern, griff er danach und trat einen Schritt vor, sodass sie Seite an Seite standen. Sie spürte die Wärme seines Körpers und fühlte sich sicher. „Haben Sie bereits Dan Armstrong kennengelernt?“

„Nicht persönlich. Mr Armstrong“, sagte James. Die beiden Männer schüttelten einander die Hand. „Das Justizministerium schuldet Ihnen Dank.“

Ein eigenartiges Geräusch lenkte ihre Aufmerksamkeit auf Cecil. Es klang, als würgte jemand eine Katze.

„Du hast das gemacht?“ Cecils Gesicht war rot vor Wut. „Du?“

Plötzlich fühlte Rosebud, dass sie wirklich gesiegt hatten. Nach drei langen Jahren war die

Gerechtigkeit wiederhergestellt. Sie hatte gewonnen. Der Sieg hatte sie alles gekostet: ihren Bruder, ihr Leben, ihre Würde.

Was nun?

Dan legte ihr einen Arm um die Taille und zog sie an sich. „Wir hatten eine Abmachung, Carlson.“ „Die haben wir.“ James schaute die beiden an. „Sie haben mein Wort.“

Dan schüttelte noch einmal Carlsons Hand, während sich Cecils Gesicht immer stärker verfärbte. Doch Dan sah es nicht. Er konzentrierte sich auf den Oberstaatsanwalt. „Brauchen Sie uns noch?“ „Ich glaube nicht. Wir haben ja den Kasten.“

„Du!“ Cecil konnte offenbar nur noch das eine Wort sagen. Gut so, dachte Rosebud. Ihretwegen konnte es so bleiben.

Dan hatte mit James zusammengearbeitet und war gemeinsam mit ihm gegen Cecil vorgegangen. Er hatte sie nicht in Stich gelassen. Im Gegenteil: Er war immer auf ihrer Seite gewesen. Er hatte an ihrem Plan festgehalten, genauso wie er es gesagt hatte. Er war ein Mann, der zu seinem Wort stand.

„Wo kann ich Sie erreichen?“, fragte James. Er ignorierte Cecil ebenso wie alle anderen. Dan hatte recht. Cecil konnte ihr nicht mehr wehtun und schon gar nicht, wenn Dan bei ihr war.

Dan ließ kurz ihre Taille los, um nach einer Visitenkarte zu suchen. Er zog gleich zwei hervor. „Das ist die Nummer meines Handys, und das andere ist der Festnetzanschluss von Betty Armstrong. Das ist meine Mutter. Sie können Rosebud und mich bei ihr erreichen.“

„Warte mal! Wie bitte?“ Seine Mutter wohnte in Texas.

Dan schaute sie an und grinste. Er hielt ihre Hand fest. „Ich musste ihr versprechen, dass ich dich nicht heirate, bevor du sie kennengelernt hast. Deshalb dachte ich, wir fahren sie besuchen.“ Lächelnd wandte er sich erneut an James. „Wir können doch nach Texas fahren, oder?“

Dan wollte sie seiner Mutter vorstellen. Er wollte sie heiraten! „Natürlich nur, wenn du mit mir nach Texas kommen willst“, fügte er hinzu. „Willst du?“

James betrachtete sie beide aufmerksam. „Miss Donnelly, wir werden gegen Dan Armstrong keine Anklage erheben. Er wusste nichts von Cecil Armstrongs Machenschaften.“

Dan wusste nichts von den Fotos und hatte auch mit der Website nichts zu tun gehabt. Dan, das wusste sie jetzt ganz genau, hatte sie nicht im Stich gelassen.

Und – was das Wichtigste war – er wollte sie heiraten.

James räusperte sich. „Miss Donnelly, werden Sie Mr Armstrong nach Texas begleiten?“

Alle Menschen im Gerichtssaal schwiegen. Selbst Cecil Armstrong wartete auf ihre Antwort.

„Komm mit mir“, flüsterte Dan. „Nur du und ich. Dan und Rosebud. Mehr will ich nicht. Mehr wollte ich nie.“

Sie schloss die Augen und atmete tief ein. Sandelholz und Moschus. Dans Geruch. Ihre Hand fand seine Brust. Sein Herz klopfte. Wenn sie sich nur ein kleines bisschen weiter nach vorn lehnte, könnte sie ihn küssen. Sie lächelte.

„Mr Carlson, wenn Sie mich brauchen, erreichen Sie mich in Texas.“

EPILOG

Im Dezember bekannte sich Shane Thrasher des Mordes an Tanner Donnelly schuldig. Er wurde zu fünfundzwanzig Jahren Haft verurteilt. Außerdem trat er als Kronzeuge gegen Cecil Armstrong auf.

Etwa ein Jahr später wurde Cecil Armstrong wegen verschiedener Delikte angeklagt, unter anderem wegen Beamtenbestechung und Anstiftung zum Mord. Man verurteilte ihn zu fünfunddreißig Jahren Haft. Für einen Dreiundsiebzighährigen war das so gut wie lebenslänglich. Eine Durchsicht seiner Bücher hatte außerdem ergeben, dass er Millionen von Dollar der Armstrong Holdings für das Freizeitgelände in South Dakota ausgegeben hatte. Er gab niemals eine Erklärung ab, warum er das alles getan hatte.

Das einzige Familienmitglied, das während seiner Verhandlung im Gerichtssaal saß, war Betty Armstrong. Sie hielt die Hand von Emily Mankiller, als das Urteil gesprochen wurde. Thomas Yellow Bird begleitete die beiden Frauen aus dem Gerichtssaal. Sie sprachen nicht mit den wartenden Reportern.

Die Urteile brachten auch dem Stamm eine Menge Aufmerksamkeit ein. Wie Maria Villerreal, die Direktorin des Historischen Museums, das im früheren Hauptquartier von Armstrong Hydro untergebracht war, berichtete, kamen täglich mehr als einhundert Besucher. Ihre Söhne verdienten sich durch den Verkauf von Keksen und Limonade ein bisschen Taschengeld. Als ihr früherer Chef verurteilt wurde, belagerten mehr als dreißig Reporter das alte Ranchhaus. Maria verteilte Brownies, sagte aber nichts.

Dan Armstrong hatte zu viel zu tun, um die Verhandlung zu besuchen. Er erschien nur, wenn er als Zeuge gebraucht wurde. Ansonsten verbrachte er seine Zeit entweder bei Armstrong Petroleum in Wichita Falls, Texas, oder bei Armstrong Hydro in Sioux Fall, South Dakota. Als Cecil verurteilt wurde, überwachte Dan den Bau des Wasserkraftwerks zwanzig Kilometer südlich des Reservats der Red Creek. Die Hälfte des Bauwerks gehörte den Red Creek, und sie stellten auch mehr als die Hälfte der Arbeiter dort. Einer von ihnen war Joe White Thunder.

Rosebud Armstrong entschied sich dafür, Cecils Verhandlung fernzubleiben. Stattdessen beschäftigte sie sich mit einer Klage gegen das Büro für indianische Angelegenheiten wegen Veruntreuung von Geldern. Sie gewann nicht nur das Verfahren, sondern hatte plötzlich auch wieder Spaß an ihrer Arbeit.

Nach diesem Triumph nahm sie sich frei. An dem Tag, an dem Cecil in Handschellen ins Gefängnis gebracht wurde, saß sie im Kinderzimmer des neuen Ranchhauses mit Blick auf den Dakota und arbeitete an einem Quilt für Tanner. Der von Lewis lag schon in seinem Gitterbettchen. Die Zwillinge sollten in zwei Wochen zur Welt kommen.

Rosebud war glücklich in ihrem neuen Haus. Ihre Familie lebte in der Nähe, und hin und wieder fuhren sie nach Texas. Sie hatte alles, was sie brauchte.

Dan und Rosebud ... Und bald würden es Dan und Rosebud und Tanner und Lewis sein.

Sie war glücklich hier.

Sie war zu Hause.

Hat Ihnen dieses Buch gefallen?

Kennen Sie schon unsere aktuellen Empfehlungen:



Steve Hogan

Die Steampunk-Saga: Episode 2

Der Kessel des Dampfkutters glüht, die Funken sprühen, und Kate hebt mit einem neuen Passagier ab: Sie soll Raja Singhs Privatpilotin und Fremdenführerin in London sein. Ein lukrativer Auftrag – aber ein gefährlicher! Denn der Inder gehört ebenso wie James Barwick, in den Kate sich verliebt hat, zur Bruderschaft vom Reinen Herzen. Die jagt Vampire, welche mit einem teuflischen Plan das Britische Empire zerstören wollen. Noch wähnt Kate sich sicher, geschützt von James und dem zauberkundigen Raja Singh. Doch die Blutsauger sind viel näher, als sie ahnt ...

[Zum Titel im Shop >>](#)

Inhaltsverzeichnis

Cover

Titel

Impressum

1. KAPITEL

2. KAPITEL

3. KAPITEL

4. KAPITEL

5. KAPITEL

6. KAPITEL

7. KAPITEL

8. KAPITEL

9. KAPITEL

10. KAPITEL

11. KAPITEL

12. KAPITEL

13. KAPITEL

14. KAPITEL

15. KAPITEL

16. KAPITEL

17. KAPITEL

EPILOG